Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1857)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-656241

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Des Hinkenden Boten Neujahresgruß.

Da komm' ich alter Bot schon wieder,
Und bring' euch neue Sprüch' und Lieder,
Die ich auf meiner weiten Reis'
Gesammelt hab mit Müh' und Fleiß;
Geschichten auch mit schönen Bildern,
Der Menschen Treiben euch zu schildern;
Für jede steht der Text dabei,
Und Alles ist ganz nagelneu.
Wir leben in gar reger Zeit,
Die manchen Alten wenig freut,
Doch manches junge Herz durchglüht,
Das schon sein Glück im Traume sieht.
Ich einzig stehe mitten drin,
Mit meinem gottergebnen Sinn.
— Dank sei dem Schöpfer für sein Walten,
Daß Er allein sich vorbehalten,
Die Welt noch selber zu regieren,
Und uns an seiner Hand zu führen.
Da meint so mancher Mensch voll Stolz,
Es lieg' allein an seinem Holz,
Wenn ihm zuweilen was gelingt,
Und alle Welt Loblieder singt.
Und mancher grollt in dummem Schmerz,
Und nagt sich wund das arme Herz.
Doch wie kein Sperling fällt vom Dache,
Geschieht auch nicht die kleinste Sache,
Ohn' unsers Herrn allmächtigen Willen,
Der Mensch dient bloß ihn zu erfüllen.
Auch hört man noch sein Schöpfungswort
Es werde! immer fort und fort;
Was auch der Erdensohn vernichte —
Es ist die Seele der Geschichte.

E

Es werde Licht! schallt's durch die Welt:
Und sieh! des Menschen Geist erhält
Den Blick in manche Wissenschaft,
Durch die er neue Wunder schafft.
So ward das Pulver einst erfunden,
Vor dem Millionen hingeschwunden,
Doch auch so manche rohe Macht,
Die uns gebannt in finstre Nacht.
Einst drang das Licht auch in die Künste,
Vor Allem nenn' ich auch die kühnste:
Den Buchdruck, dieß metall'ne Wort,
Des Glaubens und des Wissens Hort.
Es werde Licht! schallt's durch die Welt:
Und ihre alte Grenze fällt.
Ein Seher späht um's Erdenrund,
Bringt uns von neuen Welten Kund',
Und auf der Bahn, die er einst brach,
Zieht mancher Forscher heut noch nach:
Amerika, Australien,
Viel gold'ne Californien
Verdanken wir nur diesem Licht;
Doch ob dem Glanz vergesset nicht
Den wicht'gen Schatz den es uns bot:
Kartoffeln, unser Armenbrod.
Es werde Licht! schallt's durch die Welt:
Und uns're Zeit wird auch erhellt.
Kaum ist 's Jahrhundert halb zu Ende,
Sind wir schon Herrn der Elemente;
Die Luft, wenn uns der Tag gebricht,
Dient uns als Flammengas zum Licht;
Die Erde schenkt uns ohne Müh'
Die Stoffe zur Lithographie;
Das Licht malt uns mit eigner Hand,
Seit die Photographie bekannt;
Magnet und Elektricität
Sind uns're neuste Poststaffet;
Und wer kennt nicht die Riesenkraft,
Die Feu'r und Wasser uns verschafft,
Wenn der Mechanik Eisenhand
Zur Dampfkraft sie zusammenspannt?
Ja! selbst das stärkste Element,
Dem alles unterliegt am End',
Das Geld — auch das ist überwunden,
Seit sich die Aktien-Macht gefunden.
Dieweil sich Fürsten associeren,
Um Milliarden zu verlieren
In Pulverdampf und Völkerweh,
Entstand der Credit mobilier.
Nichts sind mehr Kosten, Raum u. Zeit;
Unmögliches ist Möglichkeit. —
Es werde Licht! wird's oft noch schallen.
Nur nicht der Zeit in's Rad gefallen!
Du Jugend nicht — zum Schnellertreiben,
Du Alter nicht — zum Stehenbleiben;
Sie rädert euch, ihr seid verloren;
Kein Erdensohn, aus Staub geboren,
Griff ungestraft ihr in den Lauf
Und hielt der Schöpfung Uhrwerk auf.
Was immer auch im Schooß der Zeiten,
Ob Wohl, ob Weh sich mag bereiten —
Vor Allem Freunde! hadert nicht
Mit Gott, daß nicht sein ewig Licht,
Ob eurem Undank hier auf Erden,
Euch einst auch müß' entzogen werden,
Und denket immerfort daran,
„Was Gott gefügt ist wohlgethan.“

Einiges über Erziehung.

(Fortsetzung vom Jahrg. 1855.)

II. Artikel.

Wie viele Eltern uneinig sind in der Behandlung der Kinder, und was für Uebel daraus entstehen.

Vater. Nu, Kläis, du muesch bim D....r e chlei Rübli essen. —

Kläis. Si si nüt guts.

Vater. I wett der so ga säge! —

Mutter. E Kläis, versuech se=n=emel o! (der kleine Kläis henkt den Mund und will nicht essen).

Vater. Bueb, wotsch jetz Rübli esse, oder nit! Bim D....r überchuntsch Wix, wenn keini issisch!

Mutter (erschrocken und bittend). E, Kläisli, nimm ume=n=es Müli voll, stell di recht, i gibe der de öppis —

Vater (zornig). Wo isch der Stecke? I will dä Säubub scho lehre; i will ihm dä bös Kopf e chlei use schla! (Jetzt weint Kläis gar kläglich, daß es der Mutter und der Großmutter fast das Herz abdrückt). Ja, plärre oder nit plärre; es hilft uf mi Seel nüt; es wird e rechte Nütnutz us ihm, weme=n=e so lat mache. La g'seh, Bueb!

Mutter. E, Vater, er isch doch no gar jung, er cha's de no geng lehre.

Großmutter. Thüet ihm dä Cher nüt, er wird de z'ander Mal scho esse!

Vater. I thue's nit anders; er mueß jetz e chlei versuche. (Der Vater zieht den Stock auf, der Kläis läuft hinter die Mutter.)

Mutter (entschlossen). La=n=e dä Cher sy; denk doch, wie jung er no isch! D'Rübli sin ihm viellicht wider d'Natur.

Vater. Dumms Wiberg'schwätz. (Er schlägt nach dem Bueb.)

Mutter. (immer lauter). Nei, bim Wetterli, thue=n=is dä Cher nit; bruch doch o der Verstang, Christe. Es Ching so zwänge, öbbis z'esse, was es nit ma! —

Vater. I verma's nit, dem Prinz Hühnli und Hähneli la z'brate; er chönnt viellicht einisch froh sy, wenn er Rübli hätt. — Nu, Frau, z'Wetter abenangere, mach nit, daß i — — (er droht ihr auch).

Mutter (zornig und erschrocken). Du taubsüchtige Ma, i wott nit mit der zangge. — (Sie läuft mit dem Kläis hinaus.)

Der Vater tobte darauf im Zimmer herum; es gab noch ein paar Flüche, ein paar Schimpfwörter und einige saure Gesichter. Dann war der ganze Spektakel zu Ende.

Das habe ich gesehen und gehört, und mich darüber besegnet. Als ich aber aus jenem Hause, das leider so viele G'spane hat, wegging, da erst mußte ich mich besegnen; denn ich sah den Kläisli, wohlvergnügt und stolz auf seinen Sieg, in der Straße, wo er eine, wahrscheinlich von der Mutter erhaltene Wurst verzehrte, die ihm gar nicht wider die Natur schien, wie die Rübli. Jetzt wurde mir weh um's Herz. Ich dachte bei mir selber: Wie soll auch aus solchen Kindern etwas Gutes werden, wenn die Eltern dieselben so uneinig, so unverständig behandeln? Wie können sie Vater und Mutter gehorchen lernen, wenn diese verbietet, oder doch nicht zuläßt, was jener befiehlt, und wenn es umgekehrt ist!

Sollte es diesen oder jenen Leser Wunder nehmen, was ich gethan hätte, wenn ich Vater des Kläisli gewesen wäre, so will ich kurz antworten:

Ich hätte dem Kläisli anfangs in liebe=

vollem Tone gesagt: Du mußt auch ein wenig Rübli essen; das ist dir gut und gesund. Hätte er dem Wort der Liebe nicht gehorcht, auch einem zweiten, dritten nicht, dann hätte ich ihm scharf gesagt: Du mußt! Und wäre auch dieß vergeblich gewesen, so hätte ich nicht mit ihm geschworen und hätte ihn auch nicht geprügelt — mit Schwören und Prügeln ist's nicht gemacht, in der Kindererziehung; — ich wäre nicht einmal in Zorn gerathen, sondern ich hätte ihm nur in festem Tone angekündigt: Gut, Kläis, wir wollen warten bis du Hunger hast. Dann hätte ich ihm sein Portiönchen auf den Ofen gedeckt, hätte hierauf das Bürschchen unausgesetzt im Auge behalten, und dafür gesorgt, daß ihm nicht das Mindeste hinterrucks zugesteckt worden wäre, weder von der Mutter, noch von der Großmutter, noch von sonst Jemand. Was gilts, an der nächsten Mahlzeit hätte er Rübli essen können; denn der Hunger ist bekanntermaßen ein guter Koch, für Junge und Alte. Auf das Widerreden und Schreien der Mutter und Großmutter hätte ich nicht geachtet, sondern pflichtmäßig als Vater und Meister im Hause, in diesem Falle wie in allen ähnlichen, meinen guten Willen ausgeführt. Wo aber gegen die Ordnung und Natur der Mann das Weib ist und das Weib der Mann sein muß, da mag die Mutter thun, wie ich meinte, und wo Vater und Mutter in schönem Einklange, mit gleicher Kraft und gleicher Liebe die Kinder umfassen, da schweige ich bescheiden; solche Eltern können besser Kinder erziehen als ich.

(Fortsetzung im nächsten Jahr.)

Wurst wider Wurst, oder einem groben Klotz gehört ein grober Flegel

Zwei reitende Studenten fragten einen Bauern am Wege: was es für einen Unterschied gäbe zwischen einem Bauern und einem Rindvieh? Der Bauer sagte: er wisse es apparti nit; da sagten die Studenten: sie wüßten auch keinen Unterschied. Der Bauer nahm das hin, sagte den Studenten aber gleich darauf: er wolle ihnen zeigen, daß sie nicht auf Pferden, sondern auf Mauleseln ritten. Das begriffen sie nun auch nicht. Da sagte der Bauer: „He, ihr reitet ja auf Sätteln, nicht wahr?“ „Ja,“ antworteten diese. „Nein,“ sagte der Bauer, „das sind eben die Maulesel, denn was zwischen Pferd und Esel ist, das ist ja ein Maulesel.“ Und das mußten die Studenten auch hinnehmen, denn der Bauer hatte unterdessen ein paar tüchtige Steine aufgehoben.

Das Wettermacherdörfli.

Ein ausgelumpter Vagabund stahl irgendwo eine ganz ordentliche Kleidung und erschien auf dem Lande in einem Wirthshause, wo er sich für einen Wettermacher ausgab und, trotz allem Zweifel der vernünftigern Gäste, so ernst und so sicher damit thun konnte, daß Mancher, dem er von Astronomie und Alchymie und Polychromie und Photographie und dergleichen, für ihn unverständlichen Dingen vorschwatzte, meinte: es stecke doch etwas mehr hinter dem, als hinter dem Pfarrer und dem Doktor und selbst dem Schulmeister. Er hatte es aber auf den reichen Gemeindammann abgesehen, der daneben nicht der Pfiffigste schien. „Ja,“ sagte er zu ihm, als sich dieser über die Gedinge erkundigte, welche er verlangte um ihm das Wetter nach seinem Kopfe zu machen. „Ja, vor allem aus, Herr Ammann, drei Tage freie Wohnung und Kost hier, oder bei Ihnen, damit ich meine Präparative ungestört und ohne Sorgen machen kann, denn mit Kummer im Herzen wird mir

das Wetter stets trübe. Dann verlange ich per Tag 1 Fränkli, bis entschieden ist, was man ganz genau für Wetter wünscht: nachher einen Napoleon per Woche für das Wettermachen selbst." Das ging der Ammann ein und es wurde sogar schriftlich verakkordirt und jedem der Beiden ein Doppel eingehändigt, wie es der Brauch ist. Als der dritte Tag vorüber war, sagte der Wettermacher: er sei nun parad mit seinen Siebensachen und seine Geister seien willig, nun solle der Herr Ammann sagen, was er für Wetter wolle; vor Allem aber dürfe der Pfarrer kein Wörtchen davon vernehmen, sonst flögen ihm die Geister davon und hintennach käme jedesmal das gräulichste Hagelwetter daher. "Nein, nein," sagte der Ammann, "der braucht nicht alles zu wissen, für was wäre ich denn der Gemeindammann? — Jetzt macht mir noch einige schöne, warme Nächte mit prächtigem Thau am Morgen, daß man in Schuh und Strümpfen ein Fußwasser im Gras nehmen könnte. Dann Sonnenschein den ganzen Tag, aber keinen giftigen, der Himmel muß immer einige Wölklein haben, wenn die Sonne zu hitzig werden will. Ueber Mittag ein kühlendes Lüftchen, Abends ruhig und hell und die Nacht wieder voll Sternen und mild. Die andere Woche möchte ich heuen." So, sagte darauf der Wettermacher, "und wie dann nach dem Heuet? denn ich muß meine Wetterliste für das ganze Jahr haben, — haben sich doch meine Geister auch für das ganze Jahr dingen lassen." Da fuhr der Ammann fort: "He nusodenn! so sollte es mir schön satt regnen auf meine abgemähten Matten, daß es wieder gutes Emd gibt, aber nur zwei Tage und nicht in einem fort, und ganz warm," und so gieng das Wetterdiktiren noch lange aufs Tüpfli fort, wie es der Herr Gemeindeammann für seine Matten und für seine Aecker und für seinen Garten ausspintisirt hatte. Endlich fiel ihm aber der Wettermacher in die Rede und fragte ihn: ob damit denn auch seine Mitbürger zufrieden seien und ob er ihm diese Wetterliste laut einem Gemeindsbeschluß diktire? Da kratzte der Ammann in den Haaren und meinte, der Wettermacher möchte Recht haben mit dieser Frage, sonst könnte ihm eine andere Art von Wetter über sein Haupt heraufkommen. Das Aufsetzen der Wetterliste mußte bis auf die nächste Gemeinde verschoben werden, und zum Glück hatte das Jahr gerade eine geschlachte Art, so daß des Ammanns Heuet, auch ohne des Wettermachers Zuthun, ganz nach der ersten Liste ausfiel und dessen Kredit dadurch mächtig stieg. Nun kam die Wetter-Gemeindsversammlung. Der Ammann präsidirte und trug in langer Rede vor, was alle schon ganz genau durch das Gerücht wußten, daß nämlich der Wettermacher nicht ihm allein zum Dank, sondern bloß nach dem sämmtlichen, einmüthigen Willen der Gemeinde, das Wetter machen wolle. Das gefiel Allen an ihm, wie billig. Und nun gieng es an ein Wünschen und Rathen und Vorschlagen, der Eine wollte trocken für seinen Rebs, der Andere feucht für seine Beunde, Dieser wollte Luft für seinen Roggen, Jener Stille, daß ihm das Korn nicht falle, ein Dritter wollte alle Abende eine Spritzete haben für den Garten seiner Frau, daß sie es nicht thun müsse, denn sie war anfangen etwas "schwere." So kam am Ende Alles hintereinander und die Versammlung gieng auseinander ohne Wetterliste. Das wiederholte sich Woche um Woche bis man zuletzt und endlich nur darüber einig wurde: man wolle den friedenstörenden Wettermacher auszahlen und unverrichteter

Dingen fortschicken je bälder je lieber. So geschah es denn auch; dieser hatte sich fünf Wochen lang wohl sein lassen, war dick und feist geworden, hatte sich einen Lacôte-Schnabel angetrunken und gieng mit vollem Beutel und auf den Stockzähnen lachend fort. Seither heißt man den abergläubischen Ort nur das Wettermacher-Dörfli.

An einen ungenannten und unbekannten Einsender.

Ihre sechs Blätter habe ich erhalten und gelesen, vom ersten bis zum letzten, bin aber über die Geschichte von den drei alten Weibern, der jungen und der alten Hebamme und den Versen um 20 Centimen so wenig klug geworden, als über die Ester und Abigail, den Kerzenmacher und Hulligriffer und anderes mehr. Wollte ich mich in fremde Angelegenheiten einmischen, so käme ich mit meinem lahmen Beine schlecht weg, und wäre nicht so alt geworden in Ehren wie ich es bin. Wer mir etwas übel nimmt, der straft sich selber, denn meine Brattig ist für Alle, aber gegen Niemand geschrieben. Sieht sich hie und da Einer darin abgemalt (denn ich kenne die Menschen) so täuschend wie in einem Spiegel, he nun, was kann ich dafür? sticht es ihn, so bessere er sich; lobt es ihn, so mache er es ein andermal wieder so, und dabei wird kein Friede gestört. Den alten Weibern thue ich vollends gar nichts zu Leide. Jeder von uns hat wohl eine Mutter gehabt und die war älter als er, somit für ihn alt, blieb aber doch immer seine Mutter! — Und was das Schwatzen anbelangt, das man den Weibern immer vorhält, so gehe man doch vor Amtsgericht und höre da die Agenten; in den Großen Rath, in den Gemeindrath, an die Volksversammlungen, an die Schützenfeste, Viehmärkte, Jahrmessen; gehe nur in die Wirthsstuben und Pintenschenken — und sage dann noch: ob dem Mannenvolk der Schnabel nicht eben so gut gelöst sei als dem Weibervolk? und wenn sie nichts Gescheites mehr wissen, so singen sie und brüllen dazu, daß ein ehrlicher Christenmensch oft nicht mehr weiß, ob er ein Bub oder ein Meitschi ist.

Drum laß ich die alten Weiber in Ruh,
Und wünsch ihnen guten Caffe dazu.
Nur was ergötzt, oder nützen kann,
Das nehme ich für meine Brattig an.

Die Tannenfuhr.

Ein junger Arzt, der auf Universitäten seine Studien vollendet hatte und hinter dem übrigens mehr steckte, als man hinter seinem etwas fürschützigen Wesen vermuthete, wurde zu einer lustigen Tannenfuhr auf's Land eingeladen, die eine Wirthin angestellt hatte. Außer den üblichen Maskeraden und Trachten waren noch bei dem hübschen Zuge ein Bajaß, ein Doktor und sein Bedienter, die nach Brauch allerlei Faxen und Possen unter sich und mit den Zuschauern trieben. Auf einmal wird es dem Bajaß elend und miserabel, er klagt und heult und schreit und fällt in Ohnmacht, — der Doktor und sein Bedienter eilen herbei mit Blutigeln, Pflastern und Klystierspritze, — die niemals fehlen darf bei solchen Aufzügen. Der Bajaß wird untersucht, betastet, kömmt wieder zu sich und der Herr Doktor erklärt feierlichst: der Bajaß habe ein großes Geschwür im Leibe, das operirt werden müsse. — Es wird also der Patient auf einen Schragen gelegt; auf einem großen Tische ein ganzes Leinlachen ausgebreitet, darauf ein ungeheurer Sack voll Instrumente aus-

gelegt, Tischmesser, Metzgermesser, Gertel, Aexte, Meißel, Zangen, Sägen, und zuletzt sogar eine Waldsage und ein Dünkelbohrer. Dieser letzte wurde auf sein Gestell postirt und mittelst seiner sollte das Geschwür des Bajazzo aufgebohrt werden, denn es war natürlicher Weise das Größte in der Welt, und der Patient ein Bajaß. Als unser junges Dökterchen diese Vorkehrungen sah, nahm es ihn doch anfangs Wunder, ob es denn dem Maskerade-Doktor Ernst damit sei, und um Unglück zu verhüten, machte er demselben den Vorschlag, das Geschwür nur mit einem Messer zu operiren. Er half also dem Bajaß vor aller Augen die Seite zu entblößen; wie erschrack er aber, als er mit seinem kurzen Gesichte auf den Patienten hingebeugt, wirklich eine große Geschwulst von dünner, geäderter Haut überzogen, hervorkommen sah, die vom Doktor auch alsogleich mit einem Tischmesser durchstochen wurde, so daß ihm der ganze Inhalt in das Gesicht spritzte und blutroth über Brille, Cravatte und Hemd herab in die Weste und Hosen hineinfloß, daß er über und über versudelt war. Da stand nun unser armes, junges Dökterlein mit verblüffter Miene voll Blut, vor dem ganzen hohnlachenden Publikum und mußte sich unter lautem Halloh und Händeklatschen in das Haus zurückziehen, von den Faxen des plötzlich kurirten Bajazzo begleitet; denn dieser hatte eine mit Ochsenblut gefüllte frische Schweinsblase an der Stelle der Geschwulst liegen, die das Dökterlein für Menschenhaut angesehen hatte.

So wird, wer sich nicht nimmt in Acht,
Verdientermaßen ausgelacht.

Kurzer Bericht.

Ein Gutsherr sah im Vorüberreiten von weitem zwei Bauern, die einander verohrfeigten und schickte seinen Bedienten hin, zu vernehmen, was die Ursache sei. Der eine Bauer hatte nämlich den andern gefragt, ob er denn wirklich so fromm sei, daß, wenn er eine Ohrfeige bekäme, er den andern Backen auch herstrecken würde? Auf die Bejahung hin schlug er ihm denn auch richtig zwei tüchtige Ohrfeigen auf beide Backen. Darauf sagte der Empfänger zum Geber, es stehe aber geschrieben: Mit welchem Maaße ihr messet, wird euch wieder gemessen werden, und schlug ihm auch sogleich zwei andere dafür und noch ein „wohlgerüttelt Maaß voll“ dazu. Da berichtete der Bediente seinem Herrn, es sei nichts von Bedeutung, „sie legen einander nur Stellen aus dem Testament aus.“

Unverbesserliche Gelassenheit.

In einer kleinern Hauptstadt war eine Frau, die bei allem was vorfiel stets die gleiche Gemüthsruhe behielt, dabei auch sehr haushälterisch war. „Wart nur,“ brummte der Mann in den Bart, den diese Art ärgerte, „dich will ich jetzt doch einmal aus dem Häusli bringen.“ Dann stopfte er sich die Pfeife, steckte sie an und schlug ganz feierlich, in allem Auf- und Abspazieren, jedesmal mit einem hölzernen Lineal eine Fensterscheibe heraus. Als er bereits seine dritte Pfeife gestopft und im dritten Stockwerk, ohne alle Wirkung auf seine Frau, angelangt war und eben sein Werk fortsetzen wollte, schlug es Mittag. Da kam die Frau endlich herauf, stellte sich unter die Thüre und fragte: „Ma, wotsch cho z'Mittag essen, oder wotsch no z'erst usmache?“

Sonderbare Titulatur.

Ich fuhr einmal durch das Emmenthal in einer offenen Kalesche mit einem Kutscher von

Bern und kam am Ende eines Dorfes an eine Stelle, wo man ein neues Haus baute. Da hatten die Zimmerleute die eine Hälfte der Straße zu ihrem Riegwerke eingenommen und die andere Hälfte war von einem schwarzen, tiefen Weier begrenzt. Die Durchfahrt war keine Kleinigkeit und geholfen hätte begreiflicher Weise kein Mensch; wir kamen indeß, Dank den vernünftigen Rößchen, glücklich durch! Als wir nun wieder Mitten auf der freien Straße waren, machte mein Kutscher seinem verhaltenen Grolle mit folgender Standrede vom Bocke herab Luft: „I will nit säge, daß dir Stiere syt, aber Chinder vo Chüene, das heißt me bi üs Chälber!“

Gescheidte Antwort.

Ein Lallenburger langte einst Morgens früh ganz allein in einem Beiwagen auf einer Station an und beklagte sich beim Posthalter, wie übel es sei, eine ganze Nacht hindurch so immer auf einem Flecke sitzen zu müssen, man werde ja ganz bocksteif davon. Da sagte ihm der Posthalter: er sei ja ganz alleine gewesen, warum er denn nicht Platz gewechselt habe? „Er ist ein Esel,“ antwortete der Lallenburger, „mit wem hätte ich denn wechseln sollen?“

Frommer Wunsch.

Ein Roßjude wurde, wegen eines Betruges mit einem gefärbten Pferde, von den Dragonern ihres angeführten Obersten aufgegriffen von diesem zum Fuchsprellen verurtheilt. Das geschah so: Man band ihm Hände und Füße auf dem Rücken zusammen, legte ihn auf eine Pferddecke und schnellte ihn durch rasches Anziehen der Decke, welches 8 Mann auf's Commando im Takte ausführten, nach und nach so hoch in die Luft, daß ihm Hören und Sehen vergieng, und Magen und Gedärme sich unaufhaltsam entleerten, als ob er ein Roßmittel verschluckt hätte. Als der Jude mehrere Wochen nachher von Jemand befragt wurde, was er gedacht habe während des Fuchsprellens? antwortete er: „Ich habe dem Herrn Obersten etwas gewunschen.“ Nun was denn? „Zweimal hunderttausend Gulden jährliches Einkommen — aber daß er es verdoktern muß.“

Geniose Rache.

Tobias Stimmer, ein berühmter Maler, wurde vor mehrern hundert Jahren nach einem deutschen Reichsstädtchen berufen um dort an die leere Wand über dem Stadtthore die Flucht der heiligen Familie nach Egypten zu malen. Als er einst auf der Rathsherren-Stube des Abends beim Weine saß und drauf und dran war einzuschlafen, hörte er just noch zur rechten Zeit den Seckelmeister sagen: man brauche ihm dann nicht den ganzen Accord zu halten, sei das Gemälde einmal am Thurme, so könne er es ja nicht wieder abnehmen und sei mit der Bezahlung in ihren Händen. Unser Tobias ließ sich nichts merken, malte aber im Geheimen unter seinem Gerüstzelte nur den Esel, auf dem Maria ritt, in Oel, alles andere aber bloß mit Leimfarben, wurde richtig bei der Bezahlung betrogen und zog scheinbar im Zorne ab. Als nun aber der erste Gewitterregen kam, flossen Maria und das Jesuskindlein und Joseph ganz hübsch über den Thurm hinab und blieb nichts stehen als der Esel. Daher heißt die Stadt noch jetzt die Eselsstadt.

Ein Streich ist den andern werth.

Ein Thurgauer-Bierbrauer rühmte sich in einem Wirthshause, er habe einen prächtigen

Bierkeller in einen Sandfelsen bauen lassen, in welchem er, ich weiß nicht mehr wie viel hundert Säume Bier einlagern könne. Das hörte ein anderer Bierbrauer, der das kleine Aeckerlein wohl kannte, das über dieser Felswand stand und zu diesem Zwecke angekauft worden war. Ei, dachte er, „zu solchem Quantum Bier ist der Platz viel zu klein, der muß unter demselben mit seinem Keller übermarchet haben.“ Sogleich kaufte er den anstoßenden Acker, fieng auch an zu lochen und kam richtig einige Schuh tief in den Bierkeller des Nachbarn. Natürlich gab es Prozeß und die Gerichte sprachen ihm den Fund zu. Der Andere mußte noch froh sein ihm seinen Rest auch noch abzutreten.

Loch' nie in eines Andern Grund,
Doch wenn du's thust — halt reinen Mund.

Wie man sich zu helfen weiß.

Ein spanischer Grande oder großer Herr, der wüst gelebt hatte, wähnte auf dem Todbette die ewige Gerechtigkeit mit einem Testamente zu Gunsten eines Stiftes bestechen zu können und vermachte alle seine Habe demselben. Zum Schlusse stand noch der Posten in dem Testamente, daß sein Leibroß, ein prächtiger andalusischer Hengst, durch seine Wittwe verkauft und der Erlös davon auch noch dem Stifte gegeben werden solle. Die Wittwe war untröstlich, wie begreiflich. Ein alter treuer Diener aber, der sie schon als Kind in ihrem älterlichen Hause auf den Armen getragen hatte, wußte noch vor den Gerichten gar manches zu retten; — aber den Verkauf des Hengstes konnte er nicht verhindern; indessen wußte er auch da Rath. Er band die alte Hauskatze auf den Sattel des Hengstes und führte ihn so auf den Markt. Bald umstanden mehrere Kauflustige das prächtige Thier. „Was kostet der Hengst?“ „„Eine Duplone“„ war die Antwort, „„aber die Katze muß mit und die kostet mehr“„. — „Was kostet denn die Katze?“ „„Die kostet 99 Duplonen.“„ — Das war eine theure Katze auf einem so wohlfeilen Andalusier, zog aber noch mehr Käufer heran. Der Handel gieng seinen Gang, wie andere Roßhändel, aber alles um die Katze, endlich schlug ein Käufer ein, zahlte vor Gericht 99 Duplonen für die Katze und 1 Duplone für den Hengst. Diese Duplone wurde dem Stifte gegeben und der Frau Wittwe der Erlös für das theure Büßi, das sie noch obendrein vom Käufer zurück erhielt, als er die Geschichte vernahm.

Bäsi Xantippe und Herr Vetter Ypsilon,
oder
Jede Grobheit findet ihren Meister.
(Mit einer Abbildung.)

Frau Xantippe galt bei aller Welt für ein böses Ripp. Sie selber hielt zwar große Stücke auf sich und meinte es gäbe weit und breit keine so christlich geordnete Haushaltung wie die ihrige, hatte aber doch ob ihrem Hausen und Boslen und Fegen und Putzen den armen Mann vor der Zeit unter den Boden gebracht, denn von Nachgeben um des Friedens willen wußte sie nichts. Darum hatte sie auch der Herr Vetter Ypsilon auf der Mucke und suchte ihr einen Streich zu spielen, wo er es immer ungestraft anbringen konnte. Einst war die längst getröstete Wittwe auch wieder am Fegen ihres ganzen Hauses, wo ihr dann gewöhnlich kein lebendiges Wesen beikommen durfte, ausgenommen die unglückliche Haussclavin, die Magd, jedoch auch nur

in vierfüßiger Stellung mit dem Züber neben sich und dem Feglumpen in der Hand. Diesen herrlichen Moment wählte der Herr Vetter Ypsilon aus, um der Frau Bäsi eine Visite zu machen; diese sah ihn kommen, und als er die Glocke gezogen hatte, sagte sie überlaut, oben auf der Treppe zur Magd, die Bescheid abnehmen wollte: „Aeh, gang säg ihm er chönn mer blase.“ — Die Magd war natürlich höflicher als die Frau und sagte dem Herrn Ypsilon ganz freundlich: es sei der Frau Bäsi gar erschröcklich leid, daß sie ihn diesen Augenblick nicht empfangen könne, ein ander Mal werde es sie gar wohl freuen. Der Herr Vetter hatte aber den eigentlichen Text dieser Worte gar wohl vernommen und eben das war ihm ein gefundenes Essen. Nun gieng es im Hause wieder an ein Flotschen und Waschen und Südlen und Fegen wie wenn ein Platzregen durch das Dach eingedrungen wäre und Frau Xantippe war in ihrem Elemente die Glücklichste auf Erden. Unterdessen war Herr Ypsilon in eine Schmiede gegangen und hatte dem Meister ein paar Thaler gegeben und den Gesellen einen tüchtigen Trunk versprochen, wenn sie ihren großen Schmiedeblasbalg aushängen und ihm nach, über den Platz, nicht weit in ein Haus tragen wollten, nur etwa auf eine Viertelstunde; sie wurden alle Handels einig und der Herr Vetter machte sich ganz gravitätisch auf den Weg straks auf das Haus der Bäsi Xantippe zu, vier kräftige Schmiedegesellen mit Schurzfell und aufgestülpten Hemdärmeln, den großen Blasebalg, das Rohr, wie eine Spritze nach vorne gerichtet, hoch auf den Schultern tragend. „Herr jehmer! Herr jehmer! Frau!“ schrie die Magd ihrer Meisterin zu, als sie einmal, um Athem zu schöpfen, aufgestanden war, und von ungefähr durch das Fenster schaute, „nei lueget doch der Herr Vetter! der Herr Ypsilon!“ Als die Frau Xantippe schaute, ward es ihr auf einmal schwarz vor den Augen und, hätte sie ihr Mädi nicht aufgefangen, wäre sie vor Schrecken niedergestürzt; denn was sah sie?! Alle Fenster der ganzen Nachbarschaft, ringsum auf dem ganzen Platze, aufgerissen, alle vollgestopft von lachenden Zuschauern und schon ganz nahe bei ihrem Hause, den Herrn Vetter Ypsilon mit dem großen Blasbalge, umtanzt von einem Schwarm von Gassenbuben und Schulkindern und Janhagel, die einen heillosen Lärm verführten und ein Hoch um das andere schallen ließen. „Oh das ist erschröcklich! erschröcklich! Mädi lauf abe, was de magst, mach dem Vetter mini Entschuldigunge, säg ihm, er heigs nit sölle g'höre, was i im Iser g'seit ha, versprich de G'selle z'Trinke so viel sie welle, nume sölle sie ihre Blasbalg wieder heitrage, um d's Himmels wille! der Blasbalg! der Blasbalg!“ Aber es war schon zu spät; wie sehr auch Mädi eilen wollte, vor heimlichem Lachen erstickte sie beinahe im Stiegenabspringen und, als sie drunten ankam, war die ganze Prozession und der Blasbalg, sammt dem Herrn Vetter und dem Publikum schon im Hausgang. Die Frau Xantippe mußte sich bequemen selber herabzukommen und den Herrn Vetter zum Rückzuge zu bitten, was denn auch nach einem reichlichen Trunke der Gesellen und einer bittersüßen Versöhnung mit dem Herrn Vetter geschah. Allein die Geschichte ward stadtkundig und von der Zeit an mußte Frau Xantippe bei jedem groben Worte, das ihr entfuhr, von dem — Blasbalge — hören.

Bäsi Xantippe und Herr Vetter Ypsilon, oder: Jede Grobheit findet ihren Meister.

Lüge und Wahrheit.

In einer muntern Gesellschaft wurden allerhand merkwürdige Geschichten und Abenteuer erzählt, auch Lügen und andere Jagdanekdoten, die aber, dem Erzähler zu Gefallen, Jedermann auf's Wort glaubte; so gieng es mehrere Stunden hindurch in lustiger Abwechslung fort, was der Eine nicht wußte kam dem Andern in den Sinn, nur Einer der Gesellschaft schwieg ernst die ganze Zeit hindurch. „Was fehlt Ihnen denn, Herr Hauptmann, daß Sie uns heute gar nichts zum Besten geben?" fragte einer der Gesellschaft, und erhielt von dem Schweigsamen zur Antwort: es sitze ihm immerfort eine Gesch'chte auf der Zunge, die er selber erlebt habe, aber nicht erzählen könne, weil sie nicht zu den andern passe, denn sie sei buchstäblich wahr. „Thut nichts! heraus damit" schrien Alle, und der Sprecher begann: „Als ich am Hochzeitstage mit meiner jungen Frau, wir zwei Verliebte ganz allein, zusammen von Thierachern aus, am Amsoldinger-Seeli spazieren giengen um ein wenig aus den Augen der Hochzeitsgäste zu kommen und unter uns sein zu können, wollte ich meinem Fraueli das runde Händchen küssen; wie sie dazu den Handschuh auszog, streifte sie sich einen schönen Diamantring vom Finger, den ich ihr geschenkt hatte, und trotz allem Suchen war er nicht wieder zu finden, er mußte in den See gefallen sein, an dessen Bord wir unter einer Weide saßen. Nun, das störte uns nicht lange und des Ringes wurde auch in unserer Ehe selten erwähnt. Als wir nun die silberne Hochzeit feierten, wählten wir zur Erinnerung auch wieder Thierachern, und hielten dort in zahlreicher Gesellschaft auch wieder ein Hochzeitsmahl. Da kam unter andern schönen und schmackhaften Gerichten ein prächtiger Hecht aus dem Amsoldinger-Seeli auf die Tafel und diese Platte brachte die Köchin des Wirthes mit ganz besonders wichtiger Miene selbst herein. Denkt euch Alle unser Erstaunen! — Doch ich will euch selbst errathen lassen, was in dem Fische war? — „„Hoho! der Ring! der Ring!"" — schrien alle. — „Meint Ihr?" sagte der Erzähler. „Der Ring nach fünf und zwanzig Jahren? nein! — Gräthe waren drin mit spitzigen Gabeln und sonst nichts." Und aus war die Geschichte.

Bestrafter Uebermuth.

Ein reicher Bauernsohn kam mit seinem großen Hunde zu einem bekannten Pastetenbäcker in die Stadt und fragte diesen: was es koste, wenn sein Hund so viel von denen Herrenpastetchen fresse als er fressen möge? „He 1 Chrone" war die Antwort, nach einigem Besinnen. Der junge Uebermüthige war damit zufrieden und zählte seine 25 Batzen auf den Tisch, der Pastetenbäcker schob sie in die Falle und holte seine Pastetchen. „Paß uf jetz, Türggi, oder wie de heißisch." Der Hund fieng das erste prächtig auf und schnapp! war es drunten; das zweite auch; als er aber das dritte so geschnappt hatte, fuhr er wie besessen zum Laden hinaus und wollte keine Pastetchen mehr, denn das letzte war ganz frisch aus dem Ofen gekommen.

Ein Wucherer.

Ein Wucherer hatte in seinem Comptor eine große Tafel ob seinem Schreibtische, darauf stand nichts als ein großer Neuner in unserer gewöhnlichen Zifferschrift, nämlich so: **9.** — Wenn nun verschuldete Leute und schlechte Haushälter zu ihm kamen um Geld zu borgen und nach den Procenten fragten,

die sie zu bezahlen hätten und zwar voraus, so deutete er nur auf den großen Neuner ob dem Schreibtische, sprach die Zahl aber niemals aus. Einst machte ihm nun seine Frau Vorstellungen über sein sündhaftes Wuchergeschäft und sagte ihm, wenn er schon nicht mit Worten die 9 Procent verlange, so wüßten die Schuldner doch gar wohl was die Ziffer bedeute und droben vom Himmel herab werde der Neuner auch gesehen. Da sagte der Wucherer: „Sei ohne Kummer, liebes Weibchen, von dort herab sieht man ihn nur für einen Sechser (6) an."

Ein Junge, der auch etwas bedeuten wollte.

Als die Nachricht nach Hechingen kam, der alte, berühmte Banquier Rothschild in Frankfurt sei Baron geworden, entstand großer Lärm in Israel, denn er gehörte bekannter Weise zu der Jüdenschaft und war aus Hechingen gebürtig, wo noch jetzt zahlreiche Namensverwandte und auch blutsverwandte Vettern von ihm leben. Das war ein Gesums und ein Gemauschel und ein Fragen und „Grateliren" „Hast d's gehört? nah was sull i denn g'hert haben? as er ist geworren Barraun? Nah, Gotteswunder! wer iß geworren Barraun? Epper, der Herr Vetter in Frankfort." So gieng es einen ganzen Abend hindurch ohne Ende, alles schrie durcheinander, daß einem Christen Hören und Sehen vergieng. Dazwischen schrie auch ein kleiner Judenbube unaufhörlich an seinem Vater hinauf, den er unabläßig am Rockzipfel zupfte: „Päppe! Päppe! ich bin aach geworren eppes! doch, doch, ich bin aach geworren eppes!" Es gab aber kein Mensch auf sein Geschrei Obacht, am allerwenigsten der Herr Papa. Endlich erbarmte sich ein guter Alter des schreienden Jungen und sagte zu ihm: „Nah, Jekuffle! was bist denn du geworren?" Da streckte ihm dieser beide Hände mit ausgespreizten Fingern entgegen und sagte zu ihm: „Schau her, räudig bin ich geworren."

Wahre Reue.

Ein ungarischer Graf erschlug einst im Jähzorn seinen Bedienten. Dem Landesgesetze nach hatte er dafür nur etliche Gulden Buße zu bezahlen; allein, von einer deutschen Mutter christlich erzogen, fiel ihm die Unthat immer schwerer auf das Gewissen, bis er endlich nach Rom reis'te und dem Papste beichtete. Dieser nahm die Sache auch nicht ungarisch auf, sondern verfällte ihn zu der Buße: aller seiner weltlichen Größe zu entsagen und alle ihre Genüsse zu opfern — dafür aber als Bettelmönch mit geschorenem Haupte in seinem Vaterlande herumzuziehen und für die Armen zu sammeln. — So kam denn nach Jahren der einst so mächtige Magnat, abgehärmt, in seiner häärenen Kutte an ein glänzendes Fest, wo seine ehemaligen Siegesgenossen wider die Türken schwelgten und spielten, — und bettelte sie an. Da schlug ihm Einer, dem er überlästig war, eine Ohrfeige. Wie Blitzstrahl durchzuckte den alten Helden die erlittene Schmach; aber, schnell seines eigenen Fehltrittes eingedenk, blickte er nur seufzend zum Himmel und sagte dann zum Beleidiger, um den alle Umstehenden zitterten, „dieß war für mich, aber gebt mir um Gotteswillen für meine Armen."

Stärker ist wer sich selbst,
Als wer den Stärksten besiegt.

Gescheidte Antworten

Hans. Warum werden ei'm d's Nacht d'Händ u d's Gsicht nit schwarz vo der Fysternuß?

Benz. He! sie werde 's, aber d'Farb hett nit.

Hans. Su säg mer de grad o: worus b'steit der Mond? wenn d's weisch.

Benz. Us Hornsilber, du Narr!

List wider List.

Zwei Herren giengen einst auf die Jagd, vergaßen aber Proviant mitzunehmen. Als es nun gegen Abend rückte und sie endlich ausruhen mußten, da schaute Einer den Andern bedenklich an. Der Andere aber lachte verschmitzt auf den Stockzähnen, denn er hatte die wohlgespickte Waidtasche ihres Jägers schon lange auf das Korn genommen. „Chrigipeter!" sagte er zum Jäger, „gang rüef de Hünde, mer wei hei;" und als dieser weg war, machten sich die Herren über sein appetitliches G'schläsmets her, das er bereits auszupacken angefangen hatte. Der alte, giftige Grünrock hatte es aber von weitem gesehen. Wie er nun mit seinen Hunden zurückkam, that er als merkte er erst jetzt den Raub: „Nei luegit doch, ihr arme Hüngleni, wer hett ech jetz euers Zabig vor-em Muul wegg'fresse? i han ech's doch so süferli usg'lese bym Wasenmeister." Da schlichen die Herren, einer nach andern hinter einen Baum und mußten sich übergeben. Der Grünrock aber lachte nun auf den Stockzähnen.

Was lernen wir daraus?
Versieh dich selbst zu Haus.
Wenn aber dich der Teufel sticht,
So trau' nur einem Grünrock nicht.

Der schlaue Schuldner.

Ein Metzger gieng in's Gäu; es war an einem kühlen neblichten Septembermorgen, weßhalb er den Mantel anzog und sich dessen nicht geräute. Als aber gegen 11 Uhr die Sonne Meister wurde über den Nebel, da brannte sie so heiß herab auf des Metzgers Mantel, daß dieser auf ein Mittel sann, sich seiner auf eine gute Art zu entledigen. Schon einige Stunden her hatte sich ein Jude zu ihm gesellt, der gar viel an dem schönen neuen Mantel zu loben wußte. Zu dem sagte nun der Metzger: er hätte Hunger und Durst, aber kein Geld bei sich, weßhalb er ihm, um einen Thaler, seinen Mantel versetzen und mit in's nächste Wirthshaus gehen wolle, was der Jude natürlich sogleich annahm. Als sie nun ihren Marsch wieder zusammen fortsetzten, trug der Jude des Metzgers Mantel neben ihm her, wie ein bezahlter Träger, durch Staub und Hitze vom Mittag bis auf den Abend. Da schob der Metzger endlich an seiner Weste herum, zog seinen Gurt hervor und sagte zum Juden: „So, jetzt will ich meinen Mantel wieder auslösen, es fängt an kühl zu werden," gab dem verblüfften Juden seinen Thaler zurück und gieng lachend seitwärts einem Dorfe zu in's Nachtquartier.

Einer vun unsere Leut neben einem wüthigen „Hundsmensch" der die Colera merbes hett.

Ein Jude kam von einer Messe und wäre gerne zu einem reichen Bauern, der hinter ihm her fuhr auf den Wagen gesessen, denn er war müde; der Bauer verlangte aber dafür 48 Kreuzer. Endlich bezahlte der Jude und durfte neben dem Bauern sitzen. Da

krümmte sich der Bauer von Zeit zu Zeit zusammen, wie wenn er das Grimmen hätte und schnappte immer dazwischen nach dem Juden, wie wenn er ihn beißen wollte. Als dieser ängstlich fragte was ihm denn fehlte, entgegnete der Bauer: „Ho, es fehle ihm eigentlich nichts, er sei nur vor ein paar Tagen von einem Hunde gebissen worden und deßwegen in Ulm bei einem Doktor gewesen, und da sei er über die Leiche eines an der Cholera Gestorbenen gestolpert und hätte nun seither das Grimmen im Leibe.“ So! weiter nichts! dachte der Jude und sprang vom Wagen herunter und ließ den Fuhrlohn vor Schrecken dahinten. Als er im Nachtquartier den Bauern antraf, war dieser frisch und gesund und lachte ihn tüchtig aus.

Aus der Schule.

Lehrer (frägt): „In was ist Elias gen Himmel gefahren?“

Eisi (weiß es nicht und stottert): „Im — im-ene — “

Annemeili (flüstert ihm zu): „Im-ene fürige Wage.“

Eisi (hat es falsch verstanden und antwortet): „Im-ene ehrige Hafe.“

Lehrer (frägt): „Wer hat der Jungfrau Maria die Verkündigung gebracht?“

Sämi (weiß es nicht und gagget): „E — e — “

Lehrer (will ihm auf die Spur helfen): „En — ? — en Eng — ? “

Sämi (antwortet): „En Engelländer.“

Gute Antworten.

Ein Bauer stand in der Stadt vor einem Musikladen und konnte sich an den Titeln der Notenhefte nicht satt sehen, denn er verstand auch nicht das Mindeste daran. Endlich ward der Händler ungeduldig über den großen, breiten Menschen, der ihm den Laden verfinsterte und doch nichts kaufte; er öffnete daher barsch die Thüre und schnauzte heraus „was er da wolle?“ da fragte der Bauer gelassen: „Was het me da feil?“ — „„Eselsköpfe““ — war die Antwort; darauf erwiederte der Bauer: „Hättet dir früher usegluegt, su hätt' i nit bruche z'frage.“

Der Ochsenwirth.

Im Appenzeller-Ländli treibt Jeder sein Gewerbe fort, er mag so reich und vornehm geworden sein, wie er will, und verschämt sich niemals seines Berufes. Da trieb denn auch der Herr Ochsenwirth zu G... seine Wirthschaft fort, ungeacht er Landammann geworden war, und bediente seine Gäste nach wie vor mit eigener Hand. Da kam einst eine Kutsche voll Herren aus einer Schweizerstadt, wo das nicht der Brauch ist und mancher oft nur zu früh aufhört zu arbeiten und Handschuhe anzieht. Diesen Herren kam es nun gar possierlich vor, sich so, von der allerhöchsten Magistratsperson des Landes, in Hemdärmeln und mit dem Zwecheli unter dem Arm, bedienen zu lassen und sie schrien alle Augenblicke: „Herr Landamme, no n'es Schöppli!“ und „Herr Landamme, n'e Käs!“ und „Herr Landamme, n'es Würstli!“ — Da stellte sich denn nach einer Weile, als sich das Zimmer unterdessen mit Sonntagsgästen recht angefüllt hatte, der Landammann vor die Spötter hin und sagte zu ihnen: „A, Ihr Herre vo S. — so lang ihr bi mer syd, säget mer nu gad Oxewirth.“

Die Judenjagd.

Zwei Juden hatten eine Doppelflinte sammt Pulver und Schrot gekauft, der eine hatte sie ganz frech umgehängt, zum Zeichen, daß er sich vor dem Schießen nicht fürchte, und so giengen sie zusammen auf die Jagd. Weil sie aber das Plaudern nicht lassen konnten, so sahen sie natürlich den ganzen Tag kein Haar und keine Feder, die eines Schusses werth gewesen wären. Als es nun Abend war, und sie heim giengen, sagte der Mauses zum Josuchel: „Nau! was machen wir nu mit die beiden Schüß in den Schießlöchern?" Josuchel sagt: „Hätte mer a Bohrer, su zögen wir sie hrauß, aber weist was? heb die Hand vors Loch, i will nur ganz langsam drucken, dann marschiert der Schuß auch ganz langsam hrauß, un wir haben doch das Pulver und Blei." Dem Mauses leuchtet das ein, er traut aber der Sache nur halb und hält bloß seinen Hut vor die Läufe. „So, jetz druck, aber nur langsam." — Beide Schüsse knallen und beide Juden fallen rückwärts in's Gras vor Schrecken. „Nau, du Schoodi! warum hast so rasch druckt? au wai mein Hut! schau her! was der vor en Loch hat, mer sieht ja die ganze Abendröthe dardorch! du muest mer en bezahlen!" „Nau! hab ich doch ganz langsam gedruckt — das muß es rasches Pulver sein — kauf mer keins mer darvun, könnt en Unglück geben." Endlich kamen sie überein den Schaden zu theilen, ihr Lebtag nie mehr zu jagen und verkauften die Flinte mit Profit.

Alte Sitte.

Wohl manches Mädchen ab dem Lande, das in der Stadt gedient hatte und wieder heimgekehrt ist, aus was immer für einem glücklichen oder unglücklichen Zufalle, wird von den jetzigen Societäten der Stadttöchtern und Stadtfrauen erzählen und kaum einen gläubigen Zuhörer finden, wenn es von den prächtigen Anzügen und den Tischen voll Silbergeschirr und Porcellan und den gläsernen Tellerbeigen voll Zuckerzeug und Schleckwerk berichtet, das es hat auftragen und den ganzen Abend hindurch von einer Dame zur andern bis Nachts um 11 Uhr herumbieten müssen, als es noch diente. Zu meiner Großmutter Zeit, als sie noch jung war, gieng das ganz anders zu. Von regelmäßig wiederkehrenden Gesellschaften war schon gar nicht die Rede. Durften etwa die Töchtern im Hause ihre Freundinnen einladen, so kamen sie nach 4 Uhr, nach ihrem z'Abentrinken zusammen, setzten sich um einen saubern, polirten Tisch, darauf stand eine Platte mit Aepfeln und weiter nichts. Jede der Töchtern zog ihr Sackmesserchen aus der Tasche, zwischen dem Seitenschlitz ihres Rockes hervor, nahm sich ihren Apfel von der Platte, einen nach dem andern, schälte ihn selbst und legte die Schale vor sich hin auf den Tisch, denn an Teller zu so etwas dachte damals keine Seele. War die Platte leer, so rief die Tochter des Hauses dem Kammermeidli und sagte ihm: „So Trineli, jetz nimm das Gfräs dänne" — und Trineli wischte vor jeder Jungfer, der Reihe nach, mit der hohlen Hand vom Tische, was da lag, in die leere Platte, rieb dann die Plätze mit einem reinlichen Staublumpen und einem freundlichen „erküsi" sorgfältig ab und verschwand. Dann wischten sich die Töchtern erst die Mäulchen mit dem Schnupftuche ab, dann die Messerchen, klappten sie zu, schoben sie wieder in die Schlitztaschen, zogen ihre Lismeten hervor und plauderten seelenvergnügt

zusammen bis 8 Uhr spätestens, wobei denn freilich oft der liebe, abwesende Nebenmensch herhalten mußte; was kann man aber auch anders verlangen, wenn man statt in verzückerte Pomeranzen in saure Aepfel beißen muß! Jetzt lassen sie die Aepfel in Ruh, aber den Nebenmenschen so wenig als ehemals, das ist noch nicht kleinstädtisch geworden.

Warum die Schreiner in B. keine Mäntel tragen.

Ein Herr ließ einen Tischmacher kommen, im Winter; dieser erschien in einem schönen neuen Mantel und das Kammermädchen meldete den Herrn Schreinermeister N. N. an. Der Herr sah ihn an, grüßte ihn höflich, hieß ihm eine Flasche Wein und Brod aufstellen und gieng an ihm vorbei. Der Herr Schreinermeister ließ sich die Freundlichkeit schmecken und dachte, das sei ein guter Herr. Aber bald kam das Mädchen wieder herein, räumte ab und sagte zu ihm: der Herr lasse ihm sagen, er könne wieder gehen, er habe den Tischmacher bestellt. Seither laufen die Schreiner in B. im tiefsten Winter ohne Mäntel herum und frieren erbärmlich, haben aber Arbeit.

Wohlfeiler Rath.

Im Jahr 1798, als die Franzosen im Lande waren, errichteten sie in einem Städtchen ein Lazareth. Nach und nach vertrug man sich mit den ungebetenen Gästen, die dazu als Besatzung einquartiert waren, und die jungen Leute veranstalteten einst sogar einen großen Ball, wozu sie die französischen Offiziere einluden. Anfangs gieng es gut, dann aber erlaubten sich die fremden Herrchen gegen die Frauenzimmer einige Freiheiten, die unsere Sitten beleidigten; es gab Wortwechsel, daraus sehr bald Thätlichkeiten und im Augenblick spazierten die Französchen, mit den Köpfen voran, die Treppe hinunter und lagen einer über dem andern, vor der Hausthüre, auf der Gasse, wie sie es verdient hatten. Diese verstanden es aber nicht so, schrien zu den Waffen, es wurde Generalmarsch geschlagen, die ganze Einquartierung kam auf die Straßen und kaum gelang es dem vernünftigen Platzkommandanten den Aufruhr zu dämpfen. Tags darauf versammelte sich der Stadtrath, die jungen Herrchen der Stadt wurden vorgeladen, verhört, und der alte Herr Burgermeister hielt ihnen, ungeacht ihres Rechtes, eine Strafpredigt trotz Elias und Jeremias: „von der ohnehin unerträglichen Heimsuchung des Vaterlandes mit Krieg und Pestilenz, von den erschröcklichen Gerichten Gottes und von dem ruchlosen Leichtsinne der heutigstägigen Jugend, der all' diesen Fluch über ihre greisen Häupter herabgezogen hätte u. dgl." Da trat sein Neffe hervor und sagte ganz trocken:

„Wüsset Dir was, Unkle — machet Dir i d'Hose." — Durch den vernünftigen französischen Platzkommandanten ward die ganze Sache mit etwelcher Buße und einigen Tagen Hausarrest abgemacht.

Wie eine Komödiantin um's Geld in einen heißen Backofen schlupfen will.

In einem schmucken Schweizerstädtchen, wo die Frauen ein gar rühmliches Sittenregiment führen, gieng einst unter der Männerwelt das heimliche Gerücht, es lasse sich morgen früh nach 7 Uhr, beim Bäcker neben der Post ein hübsches Mädchen sehen, welches gleich nach dem Herausnehmen des Brodes

in den heißen Backofen schlupfen werde, versteht sich, gegen Eintrittsgeld. Lange hatten die Herren nicht so früh auf der Post zu thun, wie jenen Morgen nach 7 Uhr, und manches zarte Weibchen stand im Schlafhäubchen hinter den Fenstervorhängen um hervor zu lauschen, was denn doch das so ungewohnte Herrengeläuf auf der Gasse bedeuten möchte? Das Schlimmste dabei war, daß die Herren gar nicht mehr aus der Post heraus kamen und doch nach einiger Zeit wieder auf der Gasse herumliefen wie sonst. Wie das zugieng, erfuhren die Unglücklichen niemals; ich aber habe es erfahren und will es euch nun erzählen: als die Backstube und der Vorplatz und der verschlossene Hausgang endlich vollgestopft war mit lauter Herrenbeinen, die einander vor Ungeduld die Zehen fast abtraten, schloß das schöne Mädchen das Hofthürchen, das von der Post zur Bäckerei führte, und wo sie selbst an der Eintrittskasse gesessen war, und verschwand auf kurze Zeit im Hinterhaus. Bald darauf, als das letzte Brod dampfend aus dem Backofen kam, erschien sie vor dem erstaunten Herrenpublikum in vollem Reiseanzuge, stellte sich vor den Backofen hin und zeigte in einem Arbeitskörbchen die reichlich ausgefallene Einnahme mit folgender Standrede: „Meine hochverehrten Herren! ich finde keine Worte, Ihnen meine Dankgefühle auszusprechen für die edle Unterstützung meines Unternehmens; ich bin eine arme Schauspielerin, der zufällig das Reisegeld ausgegangen ist und zu seinem Ersatz auf diesen Industriezweig verfallen, an dessen Ausführbarkeit gewiß keiner von Ihnen geglaubt hat; ich nehme daher diese reiche Spende als ein Geschenk Ihrer Großmuth an, die Sie der armen Kunst dargebracht haben. Wollen Sie sich übrigens selbst davon überzeugen." Hiemit machte sie eine zierlich einladende Wendung mit der Hand gegen den offenen Backofen, dann noch einen Knix — und verschwand durch das bekannte Hofthürchen und den Hausgang in die Post. Bald hörte man das Posthorn, dann das Rasseln des Eilwagens und weg war das schöne Mädchen für immer. Die verblüfften Herren aber schlichen mäuschenstille hinten durch die Post hinaus an ihre Geschäfte, und wo etwa das Gerücht durchdrang und man ein Verhör einleiten wollte, da war kein Einziger dabei gewesen.

Das Oergeli.

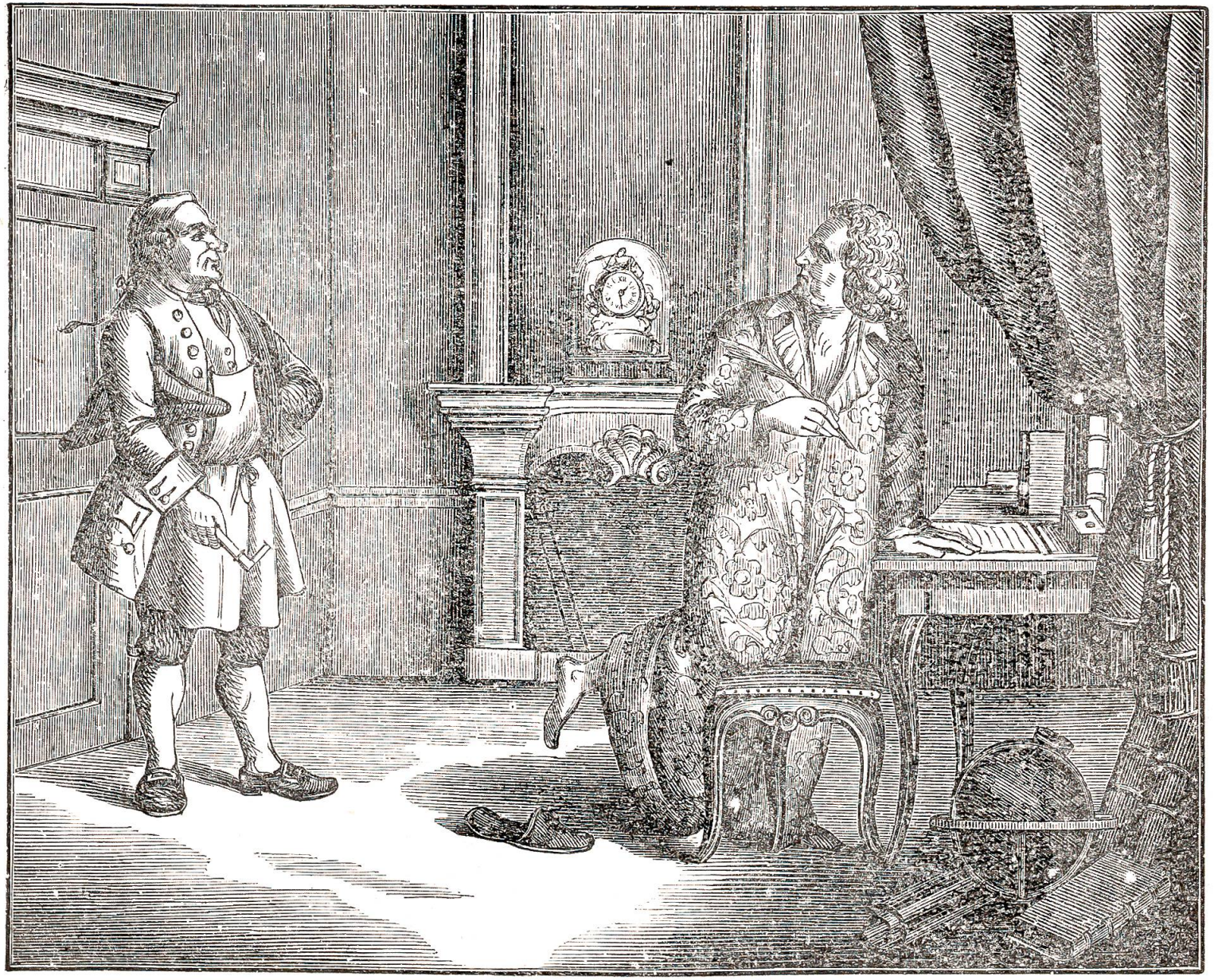
Vor Altem standen die Herren Rathsherren an der Junkerngasse zu Bern des Morgens gar traulich in Schlafröcken und Pantoffeln in den Lauben beisammen und rauchten ihre Pfeifen, denn sie waren da zu Hause. Da gieng denn auch oft ein buckliger Schlosser vorbei, der jedesmal höflich grüßte und, seiner muntern Laune wegen, manch freundliches Wort von den alten Herren erhielt. Nun kam aber einst ein neu abgetretener Landvogt zu ihnen, der meinte sich an dem Buckeli reiben zu können und fragte ihn: was er denn so früh da unter seinem Rocke die Stadt ab trage? — Da sagte ihm der Schlosser mit galanter Verbeugung: „Hochgeachter Herr Landvogt! es ist es Oergeli; wenn der mer blase weyt, su pfyft's gar schön."

Bedenke wohl wer spotten will,
Daß er nicht selber werd' zum Ziel.

Der große H..... und sein Schuster.
(Mit einer Abbildung).

Der große H..... ließ einst seinen Schuster kommen, um sich ein Paar Pantoffeln an-

Der große H..... und sein Schuster.



messen zu lassen. Damit er aber darob keine Zeit verliere, blieb er, wie gewohnt, vor seinem Schreibtische, auf dem Stuhle knieend und ließ in dieser Stellung nur einen Pantoffel rückwärts vom Fuße fallen, ohne ein Wort zu sagen. Der Schuster begriff zwar gar wohl, was das bedeuten sollte, fand sich aber durch diese Mißachtung seiner Person beleidigt, und blieb daher ruhig bei der Thüre stehen, als ob er nichts merkte. „Nu, rückts bald?" fragte H..... nach einiger Zeit, als es ihn an die Sohle fror. Da antwortete der Schuster ganz trocken: „I glaube, d's Meitli het ech sölle der Schmied b'stellen, anstatt der Schuhmacher." Da kehrte sich der weltberühmte Gelehrte, statt zu zürnen, plötzlich um, gab dem Schuster freundlich die Hand und ließ ihn sitzend das Maaß nehmen, wie es der Brauch ist.

So könnte manchen hohen Herren
Ein schlichter Meister Mores lehren,
Doch käm' wohl Mancher nicht so an,
Wie dieser bei dem großen Mann.

Der bequeme Telegraph.

Auf einem kleinen Dorfe lebte ein braves Ehepaar, dessen geliebter Sohn als Soldat in der französischen Armee diente, den orientalischen Krieg mitmachte und den vorigen Winter in der Krim zubrachte. Eines Morgens brachte der Briefträger den um das Schicksal ihres Lieblings sehr besorgten Eltern einen Brief vom Sohne in der Krim. Er war noch gesund und klagte bloß über seine mangelhafte und zerrissene Fußbekleidung. Die glücklichen Eltern entschlossen sich sogleich zu helfen und dem Sohne ein nagelneues Paar wasserdichter Schuhe zu schicken. Damit aber dieses willkommene Geschenk so schnell als möglich an Ort und Stelle gelange, wollten sie den Telegraphen benutzen, von dem sie gehört hatten, daß er alle Nachrichten mit unglaublicher Blitzesschnelle viele hundert Stunden weit trage. Von der wunderbaren Kraft, welche den Telegraphendraht durchströmt, wußten die guten Leute wenig und von der Art, wie der Telegraph benutzt wird, noch weniger. Sie sahen längs der Straße einen auf Stangen befestigten fortlaufenden Draht und glaubten, die Gegenstände, welche man auf den Draht lege, wanderten ganz einfach an den Ort ihrer Bestimmung. Sie knüpften nun einen Bindfaden an die beiden Schuhe, hiengen diese, nachdem noch der Brief mit der Adresse des Sohnes daran geheftet war, an den Telegraphendraht und giengen getrosten Muthes wieder heim in der Ueberzeugung, Schuhe und Brief werden nun mit reißender Schnelligkeit zum Sohne nach der Krim wandern. Bald darauf kam ein Gauner des Wegs, sah die kuriose Bescheerung am Drahte hängen, dachte bei sich: es wäre nicht so übel meine schlechten durchlöcherten Schuhe gegen diese schönen neuen auszutauschen. Gedacht, gethan. Bald stacken die neuen Schuhe, statt an den Füßen des geliebten Sohnes in der Krim, an denjenigen des Spitzbuben, welcher dafür seine eigenen, ganz ausgetragenen und zerrissenen an den Draht hängte. — Am folgenden Tage kam das gutmüthige Elternpaar wieder zur Stelle, um zu sehen, ob die neuen Schuhe nun wirklich auf dem Telegraphen abgereist seien. Als sie an der gleichen Stelle, an welcher sie gestern die neuen Schuhe befestigt hatten, jetzt ein altes zerrissenes Paar hängen sahen, sagte der alte Mann zu seiner treuen Ehehälfte: „Nei, lue doch, Müetti, üser Schueh si richtig i der Krim aglanget,

u der Fritz het is derfür scho siner alte u verschrißne, wo'n er nüt meh bruuche cha, ume g'schickt."

Geographie.

Ein Schulmeister erklärte seinen Buben die runde Gestalt der Erde und bediente sich dabei seiner runden Schnupfdrucke zur Veranschaulichung; des Sonntags aber trug er eine viereckige. Als nun der Herr Pfarrer am Examen einen Buben nach der Gestalt der Erde fragte, sagte dieser ganz keck: „Am Werchtig isch sie rund und am Sunntig viereckig."

Mitgefangen — Mitgehangen.

Der grausame, höchst unfürstliche König Ludwig der XI. zog in eigener Person mit einem beweglichen Galgen und seinen Helfers Helfern im Lande herum und ließ alles ihm verdächtige Volk aufgreifen und hängen. Dabei nahm er es aber mit Untersuchung und Verhör sehr ungenau und trieb zuweilen ein heilloses Spiel mit dieser standrechtlichen Justiz. So machte er sich auch einst ein Vergnügen daraus, einen ehrlichen Handwerksburschen, der zufällig am nämlichen Ruhplatze mit einer Landstreicherbande aufgefangen wurde, nach dem Sprüchlein zum Tode zu verdammen:

Mitgefangen — Mitgehangen.

Als nun der arme Gesell kläglich um sein Leben zu flehen begann, versprach der König es ihm zu schenken, wenn er eines der mitgefangenen Weiber, das sehr bös und häßlich aussah, auf der Stelle heirathen wolle; nachdem der Verurtheilte seine Zukünftige gemustert hatte, sagte er in voller Verzweiflung: „Rothe Haare — spitze Nase — dünne Lippen! — Henker, henk auf!"

Eine roüste Geschichte, aber wahr

In einem Dorfe lebte ein stiller, bescheidener Güterbub, der, seiner ehrbaren Aufführung wegen, stets auf dem nämlichen Bauernhofe, bis in die dritte Generation seiner Besitzer, geduldet wurde. Das Wenige, was ihm an Trinkgeldern und kleinen Nebenverdienstchen so nach und nach zubrösmelte, legte er mit beispielloser Sparsamkeit zusammen und endlich an Zins, so daß er zuletzt einige hundert Kronen beisammen hatte. Als er nun bei seinem dritten Meister, den er, wie schon seinen Vater, durch die ganze Kindheit heraufgaumen half, das siebenzigste Altersjahr erlebt hatte, trat er einst zu ihm und brachte ihm sein ganzes Vermögen, mit den Worten: „er habe es in seinem Hause verdient und Er (der Meister) solle nun auch sein Erbe sein." Der junge Meister fand die Meinung nicht so bös und machte große Augen auf das schöne, so unerwartete Sümmchen, verlangte aber einen gesetzlich gültigen Schenkungsbrief dazu, „sonst rühre er keinen Batzen davon an." Auch diesen brachte der dankbare Greis nach wenigen Tagen herbei. Da strich der Meister den Sparhafen ein — und — ? — ! stieß den ehrlichen Geber aus dem Hause: „er sei jetzt lange genug da gefüttert worden, die Gemeinde könne nun sauft wieder für ihn sorgen." Als die Gemeinderäthe dagegen protestirten, „weil der Güterbub ja etwas Erspartes habe," da düpfte der Meister lächelnd auf seine Brieftasche und sagte: „Nit e fuule Rappe het er meh, da drinnen isch alles." — Darüber starb der arme Siebenziger innert Jahresfrist in fremdem Verding aus Gram.

Gott, der hienieden die Thränen zählt,
Wird einst auch richten in jener Welt.

Auch wahr, aber schöner.

In einem reichen, vornehmen Bauernhause, das von Alters her im Rufe stand: die Frau sei Meister und nicht der Mann, war auch einst so eine Meisterkatz von „Söhniswyh." Dieser war der „Schlyß-Aetti" ihres Mannes bald im Weg, weil er, unter Anderm, beim Essen zitterte, so daß er nicht immer alles in den Mund brachte, was auf dem Löffel war, und auch zuweilen etwas zerbrach, was dann regelmäßig von den ungezogenen Großkindern mit schallendem Halloh beglückwünscht wurde. Schalt dann der Vater auf die Kinder, so schimpfte die Mutter auf den Großätti, und so ließ es der Sohn, „um des Friedens willen," zu, daß seine Frau seinen eigenen Vater nach und nach vom Tische, bis endlich hinter den Ofen promovierte, wo sie ihm das Essen in einer hölzernen Kachel zuschieben ließ, wie einem Tollhäusler. Das gefiel dem jüngsten Buben, denn er meinte, in seinem Kinderverstande, so für sich allein zu sein, sei ein Ehrenplatz. Als daher einst sein Vater von Bern heim kam und Geschenke mitbrachte, da sagte er zu ihm: „G'schau Aetti, i ha Dir o nes Chrämli — es hölzigs Chacheli, i has selber g'macht, wenn du de alte bisch, wie der Großätti, so gibe-n-i dir o drinn z'Esse hinterem Ofe." Das schnitt dem Manne wie Warnung in die Seele: auf der Stelle führte er seinen Vater an den Tisch in den Lehnstuhl, ließ die wiederhergestellte Hausordnung vom Herrn Pfarrer auf's Neue einsegnen, und — aus war es für immer mit dem Weiberregiment in diesem Hause.

Gescheidter Bauer, was sagst du zu solcher Landwirthschaft?

Einem reichen Grundherrn, der mehr mit der Jagd als mit der Landwirthschaft zu schaffen wußte, brachte einst sein Hausmeister die Nachricht, daß ein Mutterschwein 13 Ferkel geworfen habe. „So," sagte der Baron, „das ist zu viel, zwei kann er aufziehen, die andern laß er ersäufen."

Ein andermal verlangte ihm der Hausmeister Urlaub auf drei Tage, um Frucht nach der Stadt auf den Markt zu führen, da erhielt er sie, aber nur unter der Bedingung, daß er den Stallschlüssel mit sich nehme, denn er, der Herr, traue den Melkern nicht, und zum Aufpassen sei er auch nicht da.

Bei einem seiner Nachbarn sah der nämliche Herr einmal im Tenne eine Bütti voll Rebssaamen, der eben gewonnen war; darüber brach er in lautes Entzücken aus und sagte dann Abends im Schlosse, ganz bittend, „aber lieber Freund, sag mir doch, wo du das prächtige alte Bernerpulver noch her hast — ein Korn wie das andere! — lauter Numero vier, jetzt machen sie kein so egales mehr."

Ich wüßte noch allerhand von diesem Herrn zu erzählen, aber mit dem vierten Stücklein wird es genug sein. Einst ritt er spazieren und gerieth in einem ganz schmalen Hohlwege mit einem Heuwagen zusammen, der mit einem Joch Ochsen bespannt war, die ohnehin schon halb verwildert waren von den Fliegen. Der Bauer, der sie führte, lächelte den Herrn ganz freundlich an und sagte mit

entblößtem Haupte: „Gnädiger Herr! da wird wohl der Gescheitere nachgeben müssen" und bat ihn zurückzureiten. Der Herr aber antwortete barsch: „Ein Edelmann und Ritter weicht niemals zurück," dabei schlug er dem nächsten Ochsen eins über den Kopf und gab seinem Pferde den Sporn. Der Ochse stieß aber dem Pferde das Horn in die Seite, daß die Kuttlen herausquollen, das Pferd sprang auf und überschlug, während der Ritter über das Bord geschleudert wurde und im Vorbeifliegen an den Zaunstecken ein paar Rippen zerbrach. Die Ochsen giengen durch, der schwere Wagen stürzte um und die ganze Bescheerung kostete eine heillose Entschädigungssumme. Zum Glücke geschah doch dem Bauern kein Leid.

Kreislauf der Stände.

Des reichen Schneiders Sohn ward Schreiber.
Des Schreibers Sohn ward Advokat.
Sein Sohn ward gar Regierungsrath
Und that es Fürsten gleich an Staat.
Der Sohn des Raths, ein Possentreiber,
Verlor sein Geld durch Spiel und Weiber.
Sein Sohn thut, was sein Ahnherr that,
Und näht als Schneider seine Nath.

Treffende Antwort.

In seiner Jugend lernte Schiller die Harfe spielen. Ein Nachbar, der durch sein Spiel öfter im Schlaf gestört wurde, sprach einst zu ihm: „Ei, ei, Herr Schiller, Sie spielen wie David, nur nicht so schön!" Und Sie, erwiederte Schiller schnell: „Sie sprechen wie Salomon, nur nicht so klug."

Demuth statt Rache.

Vor uralten Zeiten wurde einst eines Wagners Sohn, Namens Willegis, der geistlich studirt hatte, zum Erzbischof von Mainz und Churfürsten des römischen Reichs erwählt. Da schmierten die Mainzerbürger alle Wände der bischöflichen Pfalz voll Räder, in der Absicht ihren neuen Fürsten, seiner bürgerlichen Herkunft wegen, zu höhnen und zu kränken. Als aber Willegis seinen Einzug gehalten hatte, ließ er seine ganze Pfalz neu ausstaffiren und alle Wände mit prächtigen, purpurnen Teppichen behangen, darauf große silberne Räder gestickt waren, mit der Inschrift:

Willegis, Willegis,
Deine Herkunft nie vergiß.

So rächt sich nur ein edler Mann,
Demuth steht Jedermann wohl an.

Berner Volksspruch.

Es G'sichtli us em Hasliland,
Es G'stältli us em Saaneland;
Vom Siebethal e wyßi Hut,
Vom Emmethal rothbäckigs Blut;
Es Brüstli ab em Buchiberg,
Es Wädeli ab em Guggisberg,
Und us der Stadt e Sack voll Geld,
Gäb d's hübschist Brütli uf der Welt.

Die Schiffstaufe in Thun,

am 28. Brachmonat 1856.

(Mit einer Abbildung.)

Die seit 14 Jahren bestehende sogeheißene vereinigte Dampfschifffahrtsgesellschaft für den Thuner- und Brienzersee erkannte im vorigen Sommer das Bedürfniß der Anschaffung eines neuen Dampfbootes, welches nicht nur dem jetzigen Standpunkte des Verkehres entsprechen, sondern auch auf die Zunahme der Frequenz berechnet sein sollte, die sich in Folge der in kurzer Zeit bis nach Bern und Thun gelangenden Eisenbahn er-

warten läßt. Es wurde daher bei der berühmten mechanischen Werkstätte der Herren Escher, Wyß und Comp. in Zürich, welche nur für schweizerische Gesellschaften schon 22 Dampfschiffe erbaut hat, ein neues eisernes Dampfschiff von 55 Pferdekraft und einer Länge von 155 Fuß bestellt, dessen Schnelligkeit 14 bis 15 englische Meilen in der Stunde betragen soll. Mittelst einer eigenen mechanischen Vorkehrung wird dieses Schiff in den Stand gesetzt, weiter die Aare hinabzufahren bis zum freien Hofe, wo jetzt ein zweiter Landungsplatz eingerichtet wird. Dadurch konnte die Gesellschaft einem seit Jahren vielfach geäußerten Wunsche Rechnung tragen. Das Schiff wird auch fortan bei jedem Hin- und Herfahren am jetzigen Landunsplatze anhalten und, wie bisher, sowohl die zahlreichen Gäste des Hotels Bellevüe als die Bewohner Hofstettens aufnehmen. Das neue Schiff wurde Samstag den 28. Brachmonat 1856 von Stappel gelassen.

Die Dampfschifffahrtsgesellschaft wollte diesen Anlaß, oder die sogeheißene „Schiffstaufe" benutzen, um nach einer beinahe überall üblichen Sitte ein wenn auch nicht großartiges, doch freundliches und heiteres Fest zu veranstalten. Man wünschte durch diese Feierlichkeit den Behörden der Stadt Thun die dankbare Anerkennung für die Bereitwilligkeit auszuorücken, womit sie der Gesellschaft bei ihrem Bestreben, einen zweiten Landungsplatz in der Nähe des freien Hofes herzustellen, entgegenkamen. Aus diesem Grunde erhielt das neue, große und sehr schöne Dampfschiff den Namen „die Stadt Thun" und erbat man sich von zwei liebenswürdigen Fräulein aus dem schönen Kranze der Thuner-Jungfrauen die Gefälligkeit, die Verrichtungen der Pathin (der „Gotte") des Schiffes und ihrer Ehrendame übernehmen zu wollen. — Zehn Jünglinge aus angesehenen Familien der Stadt Thun versahen den Dienst als Ehrencavaliere mit der grösten Zuvorkommenheit. Dem einen derselben verdankte man überdieß die gelungenen poetischen Inschriften, während ein anderer sich durch geschmackvolle Anordnung der Verzierungen des Schiffes und Triumphbogens ein besonderes Verdienst erwarb.

Samstag den 28. Juni — an einem unserer schönsten Sommertage — Nachmittags gegen 2 Uhr, versammelten sich die eingeladenen Behörden, Ehrengäste, Aktionnärs und Beamteten der Dampfschifffahrtsgesellschaft im Hotel Bellevüe. Ebendaselbst vereinigten sich auch die beim Schiffsbau thätig gewesenen Arbeiter. Nach 2 Uhr begab sich der Zug von da nach dem außerhalb der Bächimatte, gegenüber der Schadau, gelegenen Schiffsbauplatze, in folgender Ordnung: 1) drei Männer in Schweizertracht mit Fahnen; 2) die festlich geschmückten Arbeiter mit ihrem Werkzeug; 3) die weiß gekleidete, mit Schleifen in den Farben der Stadt Thun geschmückte Taufpathin, von ihrer Ehrendame und zwei Ehrencavalieren begleitet, in einem prachtvoll bespannten Wagen, welchen der Besitzer der herrlichen Schadau zu diesem Zwecke dem Comite zur Verfügung zu stellen die Güte hatte; 4) die Garnisonsmusik von Bern; 5) vier Ehrencavaliere mit Armbändern in den Farben der Stadt Thun; 6) ein Mitglied des h. Bundesrathes, als Chef des schweizerischen Postdepartements, von zwei höhern eidg. Postbeamten begleitet; 7) der Präsident des Großen Rathes, der Präsident und drei Mitglieder des Regierungsrathes, als Abgeordnete der h. Regierung des Kantons Bern und die beiden ersten Kanzleibeamteten; 8) der Regierungsstatthalter und der Gerichtspräsident des Amtsbezirks Thun; 9) der Gemeinderath und der Burgerrath der Stadt Thun; 10) die Abgeordneten des Hauses Escher, Wyß und Comp. in Zürich; 11) das technische Personal und die Beamten der Dampfschifffahrtsgesellschaft mit mehreren Ehrengästen; 13) die Aktionnärs; 14) zum Schlusse wieder vier Ehrencavaliere. — Drei Böllerschüsse, auf dem Jakobshubel losgebrannt, bezeichneten den Abgang des Zuges vom Hotel Bellevüe.

Von feierlichen Melodieen der Musik begleitet, marschirte der Zug mitten durch die vielen Tausende von Zuschauern. Am Eingange in den Schiffsbauplatz wurde man durch einen hübschen Triumphbogen überrascht, welcher aus zwei, auf grünbekränzten Säulen ruhenden Schiffsankern und zwei sich kreuzenden Schiffshacken gebildet war. Rechts und links von dem noch am Lande unter Dach befindlichen Schiffe waren mit Laub und Tannästen geschmückte Tribünen errichtet,

Die Schiffstaufe in Thun, am 28. Brachmonat 1856.

auf deren einer sich die Musik aufstellte, während die andere von Zuschauern angefüllt war. Die Pathin mit ihrer Begleitung, die Behörden und die Aktionnärs begaben sich auf das Schiff, an dessen Eingang die passenden Worte standen:

Ziemlich gewagt, doch freundlich und liebreich ist es, Verehrte,
Mir das Geleite zu geben zur ersten gefahrvollen Fahrt;
Denn noch fehlt mir die Kraft zu besiegen Aeolus Tücken,
Noch vermiß' ich die Seele, die mich erwärmt und regiert.

Das Schiff, welches zwar noch der Maschine, des Kessels und der Räder entbehrte, im Uebrigen aber bis an die letzte Ausschmückung und die Malerarbeit im Innern vollendet war, zeigte sich im schönsten Schmucke; zur Rechten und Linken einer großen eidgenössischen Fahne waren die bernische Kantonalfahne und die Thuner Stadtfahne aufgepflanzt; auf dem Hinterdeck befand sich ein mit Tannenzweigen bedeckter Pavillon, der vorn mit den Fähnchen der 22 Kantone geziert war und den Gästen einen willkommenen Schattenplatz darbot. Die mit Kränzen reich geschmückte Außenseite war in der Mitte rechts und links von einem rothen Tuche bedeckt, auf welchem in großen goldenen Buchstaben der Name des Schiffes prangte. Inwärts las man rechts und links bekränzte Inschriften, aus denen wir einige Strophen hervorheben:

Glücklich ist das Schiff vollendet,
Zeigt uns seiner Formen Pracht,
Drum sei unser Lob gespendet
Denen, die das Werk vollbracht.
Festlich ist es heut geschmücket,
Edle Gäste sind bestellt,
Und aus unserm Mädchenkranze
Ist die Pathin auserwählt;
Soll den großen Akt der Taufe
Heute an dem Schiff vollziehn;
Möge ihm durch diese Weihe
Wohlfahrt, Segen, Glück erblühn!
Thun wird ihm den Namen geben,
Da es hier geboren war,
Wird es fürder liebend pflegen
Und es schützen vor Gefahr.

Nachdem die Taufpathin und die Behörden ihre Plätze unter dem grünem Pavillon eingenommen hatten, wurde die Ceremonie der „Schiffstaufe" vollzogen. Die Pathin ergriff mit fester Hand die ihr dargebotene Flasche ächten Rhums, welcher die Linie passirt hatte, zerschlug dieselbe am Schiffsrande und rief zugleich die von einem Ehrencavalier mit lauter Stimme wiederholten Worte: „Dein Name sei Stadt Thun!" Ein kräftiger Tusch der Musik gab dem weitern Publikum von dem vollzogenen Akte Kenntniß. Im gleichen Augenblicke wurden die Keile losgeschlagen; stolz und sicher bewegte sich das prächtige Schiff hervor aus dem Hause, unter welchem es erbaut worden war, und glitt unter Böllerschüssen, Hurrahrufen und Hüteschwenken der zahllosen Zuschauer in's Wasser, während die Musik die feierliche Melodie „Rufft du mein Vaterland." spielte. Eine Menge kleinerer Schiffe und verzierter Gondeln umschwärmten den großen Bau, der sich langsam bis fast an's jenseitige Ufer der Aare fortbewegte. Man denke sich noch das herrliche Panorama, das sich dem bezauberten Blicke darbot, im Vordergrunde den majestätischen Riesen und im Hintergrunde die im hellsten Sonnenglanze strahlenden Gletscherfirnen der Blümelisalp, — und man wird es begreifen, daß in diesem schönen Augenblicke sich jede Brust höher hob und auf jedem Antlitz sich das reinste Entzücken spiegelte. Nun schwamm der ältere Bruder des neuen Schiffes, der „Riesen," ebenfalls festlich geschmückt heran, um die schöne junge Schwester mit Böllerschüssen zu begrüßen. Er wollte ihr sogleich den ersten Liebesdienst erweisen, sie mit in's Schlepptau nehmen und an den Landungsplatz zur Bellevüe führen. Allein die Thaue rissen trotz ihrer Dicke, und so wurde denn das neue Schiff durch die Arbeiter längs dem Ufer stromabwärts gezogen und gelangte auf diese Weise langsam zum erwähnten Landungsplatze, wo es abermals von der Musik und einer großen Menschenmenge empfangen wurde.

Beim Ausgang aus dem Schiffe wurde durch eine bekränzte Inschrift den Gästen folgender Abschied zugerufen:

„Glücklich hab' ich bestanden die Fahrt, geleitet vom Bruder,
Herzlich begrüßte er mich und zeigte sich treu mir gewogen. —
Lebet nun wohl, ihr theuern Begleiter, besuchet mich öfters,
Freundlich werd' ich euch's lohnen, wird mir die eigene Kraft."

Vom Landungsplatze begab sich der Zug wieder in der frühern Ordnung, die Musik an der Spitze, in's Hotel Bellevüe, wo um 5 Uhr ein treffliches Mittagessen die Gäste in dem neuen Conversationssaale vereinigte, welchen die Besitzer des großartigen Etablissements in der Mitte der schönen Anlagen erbauen ließen, die den großen Zwischenraum zwischen dem eigentlichen Hotel und dem Pensionshause zieren. Der Saal war festlich bekränzt; im Hintergrunde, an der Mitte der für die Musik bestimmen Galerie hieng, von frischem Laubwerk und Blumen umgeben, ein schöner Harnisch mitten unter alten hübsch geordneten Waffen. Beim Eingang in den Saal begrüßte folgender Spruch die Gäste:

Vorüber ist die Taufe,
„Stadt Thun" ist eingeweiht;
Ihr blüh' ein schönes Leben
Gar lange, lange Zeit!
So tretet ein, ihr Freunde,
Bleibt lang bei uns zu Haus,
Hoch mögen Alle leben
Beim frohen Taufeschmaus!

Im Saale selbst hiengen in der Mitte der beiden Seitenwände ebenfalls mehrere bekränzte Strophen, darunter folgende:

Willkommen ihr Ehrengäste
Im festlich geschmückten Saal,
Vergesset Sorgen und Mühen
Beim herzlichen Freudenmahl!

Während des Mahles erfreute die rühmlichst bekannte Bernermusik die Gäste mit ihren schönen Melodien. Eine kurze Unterbrechung trat ein, als die Gesellschaft in der Dämmerung in den hübschen Gartenanlagen oder auf dem Balkone des Saales die erfrischende Abendluft genoß. Nachdem aber die schmetternde Trompete zur Sammlung geblasen, vereinigte man sich wieder beim schäumenden Pokale und nun hoben viele ernste und muntere Tischreden, begleitet von entsprechenden Musikstücken die festliche Stimmung der Gäste.

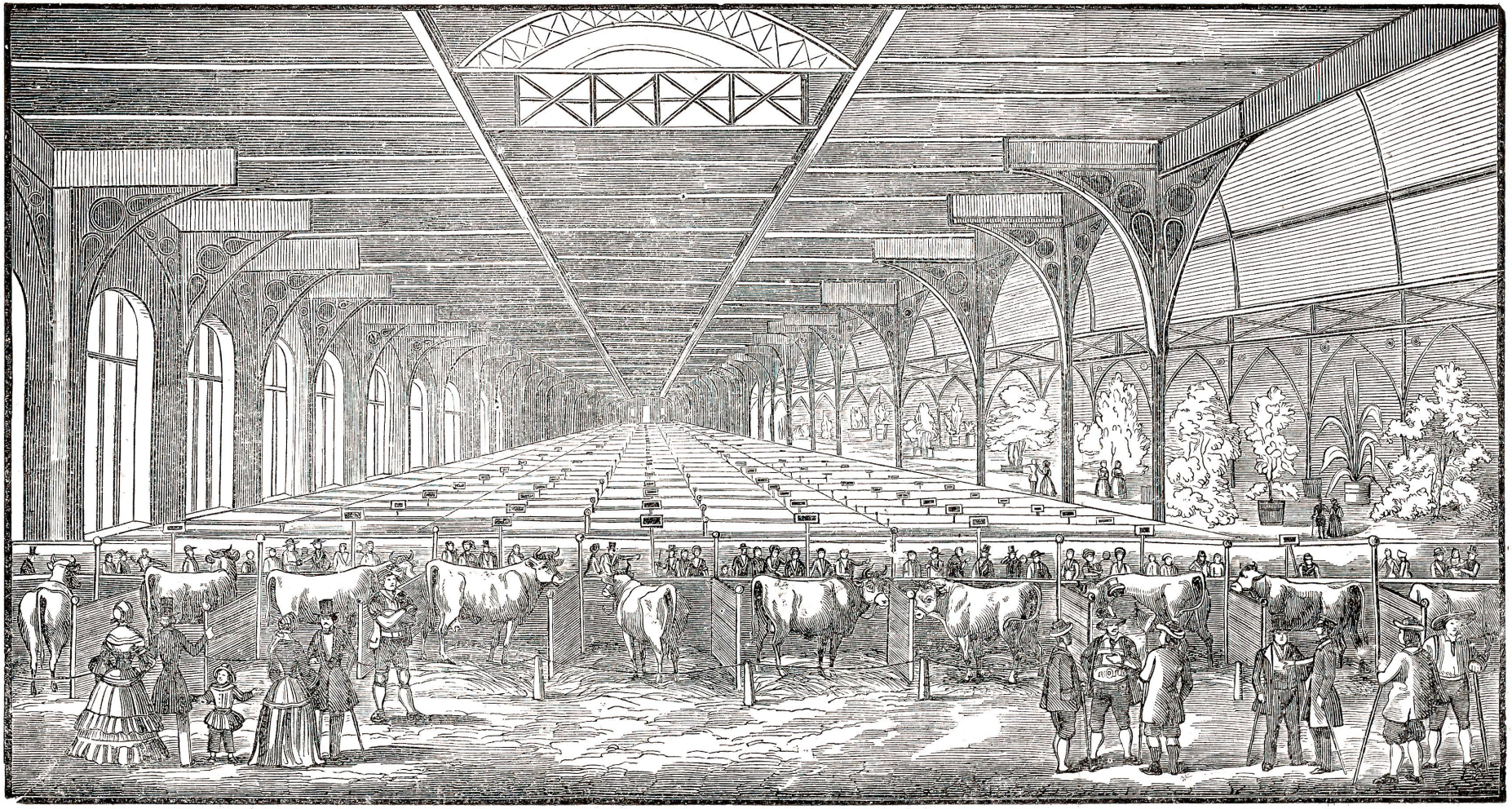
Um 10 Uhr wurde die Gesellschaft eingeladen, das Feuerwerk, welches das Fest beschließen sollte, zu betrachten. Aeußerst glücklich war die Anordnung, nach welcher dasselbe auf der mitten in der Aare vor Anker liegenden „Helvetia" abgebrannt wurde. Der Reflex im Wasser erhöhte wunderbar die Pracht des herrlichen Schauspiels. Als zuletzt das Schiff im heißen Seekampfe dargestellt wurde, das Krachen der platzenden Feuerkugeln die Luft erfüllte und endlich ein prachtvolles bengalisches Feuer die ganze nächtliche Scene und die von vielen Tausenden besetzten Aarufer mit magischem Lichte beleuchtete, da bildete lauter, weithin schallender Jubel — den Schluß des schönen Festes.

Die landwirthschaftiche Ausstellung in Paris.

(Mit einer Abbildung)

Wie der Bote schon im letzten Jahre meldete, sollte laut Beschluß des französischen Ministers der Agrikultur vom 2. Brachmonat 1855 auch im Jahr 1856 vom 23. Mai bis 6. Juni eine landwirthschaftliche Ausstellung in Paris abgehalten werden. Sowohl für das Zuchtvieh als für landwirthschaftliche Geräthe und Erzeugnisse waren in dem Programme sehr schöne Preise ausgesetzt. Aufgemuntert durch die Erfolge des letzten Jahres bereiteten sich auch die schweizerischen Viehzüchter vor. An mehrern Orten wurde das Vieh vor seiner Abreise nach Paris öffentlich ausgestellt, so am 17. Mai das aus dem Kanton Luzern kommende in Sursee, im Ganzen 25 Stück Großvieh, 2 Schweine, 1 Schaf und 1 Widder, — sehr schöne Waare, worunter besonders 3 Prachtexemplare von Zuchtstieren die Aufmerksamkeit der Fachkenner erregten. Dienstag den 13. Mai fand eine vorläufige Ausstellung des Berner-Vieh's auf dem Viehmarkte zu Bern statt. Es herrschte nur ein Erstaunen über einige ungeheure Exemplare von Zuchtstieren aus der großen Berner-Race. Auch begrüßte man mit Vergnügen die Repräsentanten der feinen Oberhasler-Race. Für dieses Zuchtvieh wurden die von der Regierung ausgesetzten Prämien (Fr. 400 für Stiere, Fr. 695

Die landwirthschaftliche Ausstellung in Paris.



J

für Kühe und Rinder) folgenden Besitzern zu Theil: für Stiere der großen Berner-Race den Herren Dr. Müller in Weißenburg, Hirschi in Thun, von Erlach in Spiez, von Wattenwyl in Deißwyl, Stämpfli, Major, in Schwanden, Moser im Weißenstein; — für Stiere der Oberhasler-Race den Herren Stämpfli, obiger, Steuri in Därligen, Nägeli in der Goldern, Willi, Andr., in Hochfluh; — für Kühe und Rinder der großen Berner-Race den Herren Hirschi, obiger, Fr. Reichenbach in Saanen, Sam. Reichenbach in Saanen, von Erlach, obiger, Moser, obiger, von Wattenwyl, obiger; — für Kühe und Rinder der Oberhasler-Race den Herren Gilg. Brügger in Frutigen, Imdorf, Willi, obiger, Caspar Moor, Nägeli, obiger, Stämpfli, obiger. — Samstag den 10. Mai trat die Ausstellungswaare in Freiburg, Montag den 12. diejenige von Waadt in Lausanne die Reise nach Paris an. — Auch dieses Jahr lokte der Glockenklang und Jodelsang beim Einzuge unseres Viehs in die große Weltstadt Jedermann an's Fenster; schöne Damen schwenkten ihre Taschentücher und entzückte Pariser stimmten in das „Liauba!" der Küher ein. Ein Pariserblatt erklärte seinen Lesern, der berühmte Kuhreihen sei eigens für die Oberhasler-Race erfunden worden (!), und eine Kuh, die man ihrer Glocke beraube, würde sogleich vor Aerger sterben (!); auch sängen die Sennen im Ausstellungsgebäude nur deßhalb so viel, um ihren Thieren die Langeweile und das Heimweh zu vertreiben (!!).

Für die Ausstellung waren im Ganzen angemeldet: 1314 Stiere und Kühe, nämlich 488 aus Frankreich, 132 aus England, 174 aus Schottland, 54 aus Irland, 100 aus Oesterreich, 184 aus der Schweiz, 53 aus Belgien, 35 aus Holland, die übrigen aus Dänemark, Sachsen, Bayern, Württemberg, Baden und Luremburg. An Widdern und Schafen waren 1208, an Schweinen 174 Stücke angemeldet, so daß die Zahl der ausgestellten Thiere 2756 Stücke erreichte. Die Geflügel-Anmeldungen betrugen 603 Stück. Für Ackerbaugeräthe beliefen sich die Anmeldungen auf ungefähr 2000 und für landwirthschaftliche Produkte auf 4000.

Als Lokal für die Ausstellung, welche voriges Jahr auf dem Marsfelde abgehalten wurde, diente dieses Mal der Industriepalast mit seinen Anhängseln. Für die Hämmel waren Zelte bestimmt, ebenso für die Schweine und für die großen Maschinen. Auf der Seite der Allee von Autin befand sich ein geschlossenes Zelt für die Produkte und nicht weit davon standen die Käfige für das Geflügel und die Ställe für die Widder. Im Innern waren die Ställe für das Hornvieh. Das Mittelschiff ward in eine große englische Anlage umgewandelt. Hier sah man grüne Matten, dort dichte Gebüsche von Sträuchern, Blumen, Nadelholz und herrlichen Magnolias und in den Springbrunnen bewegten sich die Produkte der künstlichen Fischerzeugung. Die Pfeiler und Säulen waren mit grünen Bäumen und Schlingpflanzen bekleidet, und die Gesimse trugen die Namen der ausstellenden Völker. Trophäen, Fahnen und die Flaggen der auswärtigen Staaten schmückten das Schiff, dessen Glasdach, zu Vermeidung allzu großer Hitze mit einer Leine überdeckt war.

Wegen der vielen nöthig gewordenen Anordnungen wurde die Eröffnung der Ausstellung bis zum 1. Brachmonat verschoben und die Dauer bis zum 10. festgesetzt. Der Besuch derselben war fortwährend sehr stark. Gleich nach den ersten Tagen schlug man die Zahl der Besucher auf 30,000 an. — Ueber das Schweizervieh wurde von Paris geschrieben, daß dasselbe im Ganzen als ausgezeichnet schön gelte. Ein Fachmann äußerte sich im Allgemeinen so: „Das Schweizervieh habe nicht alle Vorzüge der nichtschweizerischen Racen in gleicher Vollendung, aber es vereinige sie sämmtlich in einem nur wenig abweichenden Grade. Wenn die holländische Kuh mehr Milch abgebe als die schweizerische, so sei sie auch nur zum Melken brauchbar, dagegen wegen ihrer Dürre und Magerkeit von geringem Werthe für den Metzger. Ebenso übertreffe das ausgezeichnete englische Mastvieh in Schönheit der Farbe und Formen das schweizerische weit, allein am Pfluge und in der Melke sei es von geringem Werthe. Alle diesen guten Eigenschaften vereinige dagegen die schweizerische Race; ob Fleisch, Milch oder auch Arbeit von ihr verlangt werde, sie könne allem genügen, allein diese einzelnen guten Eigenschaften könne sie deßhalb nicht in derjenigen Vollendung besitzen, welche die auswärtigen Racen bei ihrer ganz speziellen Cultur erreichen." Uebrigens wurde auch die englische Race Durham von allen Seiten als eine wahre Augenweide für den Landwirth bezeichnet.

Zur Abwechslung gab es mitunter in der Ausstellung auch drollige Geschichten. Ein gutmüthiger freundlicher Tyroler näherte sich mit einem ungenirten „Grüß Di Gott" der Kaiserin, welche von zwei Dienern in einem Fahrsessel herumgeschoben wurde, und nahm sie bei der Hand. Die Kaiserin erwiederte freundlich den Gruß, worauf der Tyroler unter lautem Beifall der Umstehenden den Platz der Bedienten hinter dem Rollsessel einnahm und die Kaiserin während ihrer ganzen Anwesenheit nicht mehr verließ. — Kurz vorher wollte ein Stier von der Durham-Race schnurstraks auf einen rothen Shawl, der seine Leidenschaft reizte, losstürzen und durchstieß mit seinen Hörnern die Bretter, welche seinen Stall bildeten. Durch mehrere auf den entstandenen Lärm herbeispringende kräftige Bursche konnte glücklicherweise das Thier gebändigt und seine schlimme Absicht vereitelt werden.

Am 10. Juni fand im Industriepalast die Preisvertheilung unter dem Vorsitze der Minister der Agrikultur und des Handels statt. Der Totalbetrag der Preise für die fünf schweizerischen Viehracen war auf Fr. 24,750 festgesetzt. Folgendes sind die wesentlichsten für schweizerische Viehracen ertheilten Preise, soweit der Bote sie in Erfahrung bringen konnte:

Freiburger-Race. Für Stiere: I. Preis, Fr. 900, Adrien Ecoffey in Villars sous Mont; II. u. III. Pr. ??; IV. Pr., Fr. 500, Jos Esseiva in Bülle. — Für Kühe und Rinder: I. Pr. Fr. 600, Jos. Esseiva in Bülle; II. Pr., Fr. 500, A. v. Wattenwyl in Deißwyl; III. Pr., Fr. 450, L. Frossard in Grandvillars; IV. Pr., Fr. 400, Adrien Ecoffey in Villars sous Mont; V. Pr., Fr. 350, Jos. Frossard in Bülle; VI. Pr., Fr. 300, Adr. Ecoffey in Villars s. Mont.

Große Berner-Race. Für Stiere: I. Pr., Fr. 900, Peter Hirschi in Thun; II. Pr., Fr. 700, Trubert Guicheron in Plivot (Frankreich?); III. Pr. Fr. 600, v. Erlach in Spiez; IV. u. V. Pr., ?? Für Kühe u. Rinder: I. Pr., Fr. 600, Peter Hirschi in Thun; II. Pr., Fr. 500, J. G. Karlen in Erlenbach; III. Pr, Fr. 450, Seitivaur in Greische (Frankreich?) IV. Pr., Fr. 400, Jul. Dron in Everlange (Frankreich?); V. Pr., Fr. 350, Fr. Moser im Weißenstein bei Bern; VI. Pr., Fr. 300, Em. Reichenbach in Saanen.

Schwyzer-Race. Für Stiere: I. Pr., Fr. 900, G. Bürgi in Arth; II. Pr., Fr. 700, M. Henggeler in Unterägeri (Zug); III. Pr., Fr. 600, Fr. Schäppi im Wäggithal; IV. Pr., Fr. 500, Joh Lörtscher in Schüpfheim (Luzern); V. Pr., Fr. 400, Sam. Lang in Nyon (Waadt); VI. Pr, Fr. 350, Heinrich Scherer in Meggen (Luzern); VII. Pr., Fr. 300, Fr. Wassali in Chur. Für Kühe u. Rinder: I. Pr., Fr 600, Clem. Sidler in Immensee; II. Pr., Fr. 500, Sprecher-Burkhardt in Grabs (St Gallen); III. Pr., Fr. 450, G. Bürgi in Arth; IV. Pr., Fr. 400, Keller in Littau (Luzern); V. Pr., Fr. 350, Ant. Schätti im Wäggithal; VI. Pr., Fr. 300, M. Henggeler in Unterägeri u. s. f.

Racen der Mittel- und Ostschweiz oder Graubündner-Race. Für Stiere: I. u. II. Pr., ??; III. Pr., Fr. 500, H. Ardüßer in Davos (Bünden). Für Kühe und Rinder: I. Pr., Fr. 500, Chr. Valeer in Jenatsch (Bünden); II. Pr., Fr. 400, Johann Orlandi in Bevers (Bünden); III. Pr., Fr. 350, Peter Zinsli in Safion (Bünden); IV. Pr., Fr. 300, Sam. Lang in Nyon (Waadt).

Oberhasler- u. Unterwaldner-Racen Für Stiere: I. Pr., Fr. 600, Ludwig Amstad in Buochs; II Pr., Fr. 500, Würsch in Unterwalden; III. Pr., Fr. 400, Peter Stämpfli in Därligen. — Für Kühe und Rinder: I. Pr., Fr. 400, Niklaus Rohrer in Obwalden; II. Pr., Fr. 350, Zimmermann in Stanz; III. Pr., Fr. 300, Heß in Engelberg; IV. Pr., Fr. 250, Niklaus Stämpfli in Schwanden.

In der Abtheilung für Maschinen und Werkzeuge erhielt Rud. Ott in Worb eine Ehrenerwähnung für einen Wendepflug, Real in Schwyz eine solche für Sennereigeräthschaften. In der Abtheilung landwirthschaftlicher Produkte erhielten silberne Medaillen: Michel Erhardt von Davos (Bünden) für Heu, Ritter Cherwez von Vitroz (Wallis) für Weine, von Courten (Wallis) für Weine, Condrau von Disentis (Bünden) für

Honig und Käse, Christen von Stanz für Butter, Karlen von Erlenbach (Bern), Lehmann von Langnau (Bern), Spuhler und Denereaz von Bülle (Freiburg) für Käse, Gottfr. Faßbind von Arth für Kirschenwasser. Bronzene Medaillen erhielten: Pozzi von Chur für verschiedene Gegenstände, Hofstetter von Soincourt (Bern) und Real von Schwyz für Käse, Koebel von Sitten für Wein, Marin von Zizers (?) für Früchte. Ehrenvolle Erwähnung wurde gethan von Ziegler-Pellis in Winterthur und Wartall in Sitten für Wein.

Wir schließen mit folgendem, von einem gewesenen schweizerischen Preisrichter herrührenden Ueberblicke über die Erfolge der schweizerischen Aussteller in Paris: „Wir haben im Ganzen 1 große goldene Medaille für Vieh (Esseiva in Bülle), 3 goldene Medaillen für Produkte (von Erlach für Kirschwasser, Esseiva und Ecoffey) für Käse; 55 Preise für Vieh; 1 Preis für landwirthschaftliche Geräthe; 6 silberne und 5 bronzene Medaillen für Produkte; 2 sehr ehrenvolle Ehrenerwähnungen, 9 Ehrenmeldungen für Vieh, 2 dito für Geräthe, 2 dito für Produkte; — im Ganzen 89 Belohnungen, eine Zahl, welche zu derjenigen der Aussteller in sehr befriedigendem Verhältniß steht."

Maler-List.

Der berühmte holländische Maler Rembrand war einst jämmerlich daran, denn er war arm und hatte keinen Verdienst. Da sann er auf eine List: er legte sich zu Bette, schickte seine Frau in die Apotheke und ließ diese Comödie mehrere Tage so fort treiben, bis es endlich in der ganzen Stadt hieß, er sei gestorben, was auch die gute Frau durch ihre Trauer zu bestätigen schien. Da schlichen nun die reichen geizigen Kaufleute einer nach dem andern in sein Haus und schacherten mit der vermeinten Wittwe um seine nachgelassenen Gemälde, die sie, trotz ihrer Armuth, als Andenken behalten zu wollen vorgab, und boten enorme Summen dafür. Als nun der Tisch von Gold überdeckt war — siehe da! da trat mein Rembrand ganz frisch unter die Herren, strich das Gold ein und sagte zu ihnen: „Schönen Dank, meine Herren, jetzt weiß ich doch einmal, was meine Arbeit werth ist" — und ward nachher selbst ein reicher Mann.

Sprüche.

Halte Bauch und Füße warm,
Schütt was Gutes in den Darm,
Die Hinterpfort laß' offen steh'n,
So wirst du ein hohes Alter seh'n.

———

Dem edlen Mann geht die Ehre voran,
Der Nutzen allein dem gemeinen Mann;
Der aber ist mir ein weiser Mann,
Der beide auch edel vereinigen kann.

———

Der Ma bym Für
Muß z'Trinke ha, wär's no so thür.

Strenge Amtsführung.

Beim fünfzigjährigen Amtsjubiläum eines schwäbischen Schulmeisters, der wegen seiner Strenge in Schule und Haus berüchtigt war, wurde folgende Berechnung gemacht über seine von ihm in Masse ausgetheilten Schläge:

911,527 Stockschläge; 124,010 Ruthenhiebe; 20,989 Kläpfe mit dem Lineal; 136,715 Handschmisse; 10,235 Maulschellen; 7905 Ohrfeigen; 1,115,800 Kopfnüsse; 22,753 Notabenes mit Gesangbuch und Katechismus; 1390 auf Erbsen knien; 6708 Esel tragen; zusammen über zwei Millionen körperliche Strafen. Schimpfwörter hatte er über 3000, wovon ein Drittheil von eigener Erfindung waren. Nach seinem Tode machte ein Spaßvogel folgende Grabschrift auf ihn:

Hier schläft nach strenger Arbeit sanft genug,
Der Orgel, Schüler, Weib und Kinder schlug.

Schnippische Frage.

Ein Lehrer sprach unlängst in der Schule ein Langes und Breites vom Weisheitszahn mit der Bemerkung, man erhalte denselben erst im spätern Alter, und manche Leute erhalten ihn in ihrem Leben nie. Ein schnippisches Mädchen fragte darauf den Lehrer, der bereits graue Haare hatte, ganz naiv: Hesch ne du?

Inschriften auf Häusern.

Ehemals war es eine löbliche Sitte auf neu erbauete oder reparirte Häuser und Gebäude Inschriften zu setzen, die Zeit der Erbauung, den Namen des Baumeisters, des Eigenthümers und allerlei Sprüche ernsten und spaßhaften Inhalts. Der Bote will einige zum Besten geben:

An einem Hause im Dorf W. im Siebenthal steht geschrieben:

„Wenn Nyd, Haß, Mißgunst brönnten wie Für,
So wär das Holz nit halb so thür!"

Auf einem Thürligatter im Oberland ist zu lesen:

Dür Zimmermanns Kunst, dür d's Landvogts Gunst, dür d's Geld vo Bärn, Träräre.

In der östlichen Schweiz ist es Sitte, daß jedes Haus nicht bloß in den Dörfern, sondern auch in den Städten einen besondern Namen hat, der meist ob der Hausthüre steht. Da liest man unter andern oft sehr seltsamen Namen und Sprüchen in S. auch folgenden Spruch:

Dieß Haus heißt zur goldenen Sau;
Gott behüte dich vor einer bösen Frau.

Auf einem Schulhaus, der Bote darf nicht sagen wo, steht:

Allhier erzieht man die Jugend
Zu jeder Wissenschaft und Tugend;
Auch bearbeitet man unartigen Kindern
Den widerspenstigen Hintern,
Und ziehet daraus zur Noth
Sein tägliches, kärgliches Brod.

Gebührende Standrede.

Am Bodensee regierte am Ende des vorigen Jahrhunderts ein gewaltiger Fürst, von ungewöhnlicher Körpergröße und Leibeskraft. Der hielt viel auf den Freuden der Tafel und hielt acht Hofherren, die, neben ihren Aemtern, alltäglich an seinem Mittagsmahl Theil nehmen mußten, jedoch, als ordinäre Menschen, nur zur Hälfte, nämlich: 4 bis zum Braten, und die 4 andern von da an bis an das Ende. Wer Geschäfte mit ihm hatte, mußte tapfer essen und pokuliren können, sonst stand es bös um seine Angelegenheit. Das wußten seine Nachbarn, die Thurgauer, mit denen der hohe Herr, seiner dortigen Besitzungen wegen, öfters in Grenzstreitigkeiten lag und schickten ihm daher einst zwei auserlesene Männer, die an seine Tafelsitte zu wagen waren. Der Eine war dürr und gäderig, der Andere dick und schwammig und sah aus wie der Vollmond. Das gefiel dem hohen Herrn und er befahl seinen Hofräthen, beide an der Tafel ganz besonders auf das Korn zu nehmen und ihnen tapfer vor- und zuzutrinken, was sich denn auch die Herren gesagt sein ließen. Als nun der Dicke, bei

bereits stark vorgerückter Mahlzeit, seinen Nachbarn nach einem gewissen Orte fragte, indem es ihm unwohl sei, sagte ihm dieser, es dürfe bei Leib und Sterben niemand vor Ende der Mahlzeit vom Tische. Allein die Natur war stärker als das Verbot, sie entleerte sich von der Ueberfüllung mit unaufhaltsamer Gewalt in beiden Richtungen. Da gab es ein ungeheures Gelächter und unter einem schmetternden Tusch der Tafelmusik wurde der Besiegte von zwei Bedienten aus dem Saal auf sein Zimmer geführt. Als nun aber unser Held sich vollkommen entleert fühlte, auch gewaschen und umgekleidet war, ließ er sich beim Fürsten wieder zur Tafel melden und wurde auch unter abermaligem Tusch sogleich in den Saal geführt. Statt einer linkischen Abbitte, auf die sich Jedermann freute, schritt aber mein dicker Thurgauer ganz feierlich auf den Platz des Fürsten los und sagte zu diesem: „Hochfürstliche Durchlaucht und Gnaden! wo Fressen und Saufen en Ehr isch, da isch Ch... u Sch... kei Schand."

Ehemals und heute.

Es spann sonst jedes biedre Weib
Zum Nutzen wie zum Zeitvertreib.
Fragt Jemand, was sie jetzt beginnen?
Sie hecheln meist und lassen spinnen.

Der unbezahlte Kaufmann auf der Promenade.

Ich armer Mann! Hier seh' ich leider
Nichts anders fast als — meine Kleider!

Friedrich Wilhelm.

Friedrich Wilhelm I, König in Preußen, pflegte, wenn er Abends ausgezogen war um sich niederzulegen, sich von seinem Kammerdiener ein Gebet vorlesen zu lassen. Einst als ein neu angekommener Kammerdiener zum ersten Mal vorlas, glaubte er es der Ehrfurcht gegen seinen Herrn schuldig zu sein, die Worte: „Der Herr segne dich," so wie solche im Gebet standen, abändern zu müssen und sagte: „Der Herr segne Eure königliche Majestät." Was liest er da? rief der König. Der arme Mensch ward bestürzt und in der Meinung dem Monarchen durch diesen Zusatz nicht genug Ehre erwiesen zu haben, sagte er nun: „Der Herr segne allerhöchst Ihre königliche Majestät." Hierüber gerieth der Monarch in höchsten Zorn und rief: „Willst du mir das Gebet verhunzen? Vor Gott bin ich so gut ein Hundsfott wie du! Dich, heißt es, er segne dich, dich! Gegen Gott bin ich nur ein armer Wurm." — Wie viele Regenten zu Stadt und Land glauben das heutzutage?

Holbein.

Holbein war ein berühmter Maler, der in Basel den merkwürdigen Todtentanz malte. Bei seinem Aufenthalt in London wollte einst ein Höfling des Königs in seine Werkstätte eindringen. Holbein, der eben an einer Arbeit war, die er von Niemand wollte sehen lassen, bevor sie vollendet war, wies ihn zurück und schloß die Thüre. Der Lord über diese schnöde Mißachtung seiner Würde erbittert, beklagte sich bei dem König und forderte Genugthuung. Der König aber wollte nicht darauf eingehen, sondern rief aus: „Aus einem Dutzend Bauern kann ich gleich ein Dutzend Lords machen, aber aus einem Dutzend Lords nicht einen Maler, wie Holbein!"

Natürlicher Wunsch.

Im Appenzellerländli, wo die Leute voller drolliger Schwänke sind und sich nicht ungerne über andere Kantone lustig machen, hörte ich einst erzählen: die St. Galler hätten einmal einen Thurgauer ob einem Diebstahl ertappt und zum Hängen verurtheilt. Als nun der arme Sünder ausgeführt wurde, sprach er kein Wort und die beiden Geistlichen rechts und links redeten zu ihm wie an eine Wand, denn er that als hörte er sie nicht. Wie er aber den Galgen vor sich sah und das Volk um ihn herum, da sprach er auf gut Thurgauisch: „I wott ich wär dahaam." (Ich wollte ich wäre daheim.)

Geduldsübung.

Große Geduld erforderte was ein Amerikaner gethan. Er wendete 3 Jahre lang täglich 8—9 Stunden an, um die Buchstaben in der Bibel zu zählen. Er fand, daß in derselben 31,175 Verse, 773,692 Wörter, 2,566,430 Buchstaben enthalten seien.

Große Geduld hat auch ein Knabe bewiesen, der sich in einer überfüllten Schule befand, wo er oft Stunden lang unbeschäftigt sitzen mußte. Aus Langeweile wußte er nichts Besseres zu thun, als die im Kalender vom 1. Jenner bis 31. Christmonat bezeichneten Namen auswendig zu lernen, worin er es so weit brachte, daß er sie nicht nur der Reihe nach hersagen konnte, sondern außer der Ordnung auf jeden Tag den Namen anzugeben wußte.

Kurz und gut.

Ein Bauer trieb einen Ochsen vorbei,
Da fragte ihn Einer: „Wohin ihr Zwei?"
Und kriegte zur Antwort: „Am Dritten
vorbei."

Rudolf von Habsburg belagert Bern.

(Siehe nebenstehende Abbildung.)

Wie die Stadt Bern von den umherliegenden Herren und Grafen wegen ihres wachsenden Ansehens beneidet und wegen ihres Brückenbaues angefeindet wurde; wie die tapfere Bürgerschaft ihren stolzen Gegnern zuerst im Kampfe die Spitze bot und alsdann unter dem Schirme des edeln Peters von Savoyen auch im Rechte obsiegte; wie hierauf der Umfang der Stadt erweitert, die Zahl der Bürger vermehrt und so die Befehdung derselben gerade die Ursache ihres schnellern Wachsthums wurde (1230 bis 1364), — das fand der Leser im Boten des letzten Jahres.

Während in der westlichen Schweiz Peter von Savoyen sich erhob und seinem Hause die Herrschaft über das Waadtland und weit verbreitetes Ansehen errang, sah der östliche Theil unsers Vaterlandes einen Mann emporsteigen, der sich durch seltene Einsicht und Gewandtheit, durch Genügsamkeit und rastlose Thätigkeit, so wie durch eine alles besiegende Tapferkeit auszeichnete. Rudolf von Habsburg, geboren auf dem Schlosse Limburg im Breisgau am 1. Mai 1218, wurde schon im 13. Jahre von seinem Taufpathen, dem Kaiser Friedrich II an den Hof berufen und begleitete diesen tapfern Krieger in mehrern Feldzügen, in denen sich der Jüngling bereits durch große Tapferkeit auszeichnete. Als sein Vater (1239) einen Zug nach dem heiligen Land unternahm, kehrte Rudolf nach Hause zurück und trat im folgenden Jahre, nachdem sein Vater Albrecht in Syrien gestorben war, die Regierung über das ihm zugefallene mäßige Erbtheil an. Durch seinen längern Aufenthalt bei dem Kaiser an Größeres gewöhnt, dürstete er jetzt nach ritterlichen Thaten und Waffenruhm.

Rudolf von Habsburg belagert Bern.

Durch mancherlei Fehden mit Hugo von Tiefenstein, ferner mit seinen Vettern, den Söhnen des Grafen zu Habsburg-Laufenburg, hernach mit dem Grafen Hartmann von Kyburg vergrößerte er seine Herrschaft. Später (1245) begleitete er den Kaiser Friedrich abermals nach Italien. Nach des Letztern Tode gerieth er als treuer Freund von Kaiser Friedrichs Haus mit dem Bischof von Basel in Krieg (1254). Später machte er mit König Ottokar von Böhmen einen Kreuzzug gegen die Heiden in Preußen und ebenso im Jahr 1260 einen Zug gegen Ungarn, in welchem er sich so auszeichnete, daß Ottokar ihm einen kostbaren Kriegsgürtel schenkte. Nach vielen andern Kämpfen wurde er 1264 nach dem Tode seines alten Oheims, des Grafen Hartmann von Kyburg, der Erbe großer Güter, indem die drei Grafschaften Kyburg, Baden und Lenzburg, so wie die Vogtei über viele Hochstifte und Klöster an ihn fielen. Als Schirmhauptmann zog er nun den Zürchern zu Hülfe in ihren Fehden gegen den Freiherrn von Regensberg, und später (1272) gerieth er mit dem Bischof und der Stadt Basel in hartnäckigen Kampf. Unterdessen ertönte in ganz Deutschland der Ruf nach einem weisen und starken König, und einmüthig erwählten die Churfürsten (1273) zu Frankfurt den Grafen Rudolf von Habsburg zum Könige der Deutschen, weil er, wie der Churfürst von Cöln in seinem Berichte an den Pabst sagte, „gerecht und weise war und von Gott und Menschen geliebet." Nach seiner Erhebung blieb er in der That ebenso leutselig wie zuvor.

Im Anfange seiner Regierung schien Rudolf auch der Stadt Bern ein gütiger König sein zu wollen, denn er bestätigte ihre Rechte (1275). Als er aber nach einigen Jahren von seinem Vetter Eberhard von Kyburg die Schirmvogtei über die Stadt Freiburg im Uechtland erkaufen wollte, riethen die Berner den Freiburgern, dieses nicht zuzugeben, weil der Graf von Kyburg nicht berechtigt sei, dieses Schirmrecht ohne Einwilligung der Bürger zu verkaufen und weil dasselbe in der Hand eines Mächtigen bald in völlige Herrschaft ausarten werde. Obschon nun die Freiburger sich der Macht Rudolfs nicht widersetzten, so behielt der König doch wegen dieses Rathes einen Groll gegen die Berner im Herzen. Hiezu kam, daß die Berner dem Könige Rudolf in seinem Kriege gegen Ottokar von Böhmen (1278) keine Hülfstruppen gesandt hatten, obschon sie von ihm dazu ermahnt worden waren, und auch die von Zürich und der innern Schweiz an dem Zuge Theil genommen hatten. Zwar söhnten sich die Berner mit ihm aus, huldigten ihm und sandten ihm auch, obwohl ungerne, in seinem Kriege mit dem Grafen Philipp von Savoyen (1283) den verlangten Beistand. Allein es blieb dennoch zwischen ihnen Mißtrauen und Spannung.

Nun geschah es, daß zu Bern auf der Straße, nicht weit von den Häusern der Juden, der Körper eines ermordeten Knaben gefunden wurde (1287). Der Verdacht des Mordes fiel auf die Juden, wie denn überhaupt in jenen Zeiten fast alle Missethaten den Juden zugemuthet wurden, welche meistens gegen den Willen der Bürger mit kaiserlichen Geleitsbriefen in den Städten angesessen waren. Durch die Folter wurde das Geständniß herausgebracht, der Ermordete sei ein Christenknabe gewesen, Namens Ruff (Rudolf); der Mord sei im Keller eines dem Juden Joby gehörigen Hauses unten an der Marktgasse geschehen, um des Knaben Blut zu bekommen. Hierauf wurden mehrere Juden gerädert und alle übrigen vertrieben. Die Ju-

den reisten zum König nach Ulm und beklagten sich, daß man sie von Bern vertrieben und so das kaiserliche Geleit an ihnen gebrochen habe, während sie doch überall im Reiche sollten Handel und Wandel treiben können. Der König entbot alsobald den Bernern, sie sollten diejenigen Juden, die an der That nicht Theil genommen, keineswegs vertreiben oder aber ihnen allen Schaden ersetzen. Als aber die Berner sich diesem Gebote nicht unterzogen, belegte er sie mit einer Strafe von 30,000 Gulden, und da sie diese nicht erlegen wollten, so mahnte er sein Volk auf gegen Bern.

An einem Dinstage, Ende Maimonats 1288, verkündigten flüchtige Landleute das Herannahen des auf 15,000 Mann geschätzten königlichen Heeres. Dasselbe zog auf das Kirchenfeld und lagerte sich dort im Angesichte der Stadt. Rudolf schlug eine Schiffbrücke über die Aare in das Aarziehle. Hierauf stürmten seine Leute von allen Seiten gegen die Stadt, wurden aber von den tapfern und wachsamen Bürgern kräftig zurückgewiesen. Eben so wenig vermochten die Feinde gegen das damals noch außer der Stadt gelegene Kloster zum heil. Geist (der heutige Spital), das in der Eile von den Bernern befestigt worden war, und gegen das Krankenhaus vor dem untern Thor (das jetzige Klösterlein), gegen welches sie ebenfalls anstürmten, auszurichten. Nach einigen Tagen riefen Unruhen den Kaiser nach Hochburgund. Unverrichteter Dinge, aber mit der Drohung baldiger Wiederkehr, zog er ab. In der That kam er am 10. August abermals mit einem großen Heere vor Bern. Dießmal mußten auch die Freiburger, ungeachtet ihres alten Bündnisses mit Bern, mit ihm ziehen, woraus zwischen beiden Städten auf viele Jahre bittere Feindschaft entstand. Rudolfs Heer lagerte nochmals auf dem Kirchenfeld und verwüstete alles ringsumher. Die Schiffbrücke beim Aarziehle wurde wiederhergestellt. Am Dinstage nach Kreuzerhöhung wurde die Stadt auf verschiedenen Seiten mit großer Macht gestürmt. Beim untern Thore drangen die Feinde in dichten Haufen gegen die Brücke; oben, am St. Michels-Thürlein (Aarziehle-Thor), suchten sie ebenfalls einzudringen; über die Aar kamen sie auf Schiffen an die Matte und suchten das Land zu erreichen; sie beluden Schiffe und Flöße mit dürrem Holz, Pech und Schwefel, zündeten sie an und ließen sie die Aare hinab gegen die Matte fahren um dort die hölzernen Häuser in Brand zu stecken. Allein die Berner begegneten allen diesen Gefahren mit der grösten Aufopferung und Besonnenheit. Um das Anlanden der feuerbringenden Schiffe zu hindern, wurden längs dem Ufer Pfähle ins Wasser geschlagen; Männer mit langen Stangen stießen die brennenden Schiffe vom Lande weg; andere sprangen in Kähne, fuhren den Brandmaschinen entgegen und leiteten sie nach der Mitte der Aare. Gleichzeitig kämpften die Vertheidiger der Mauern und Thore mit der grösten Entschlossenheit und Tapferkeit. So wurde der Brand vereitelt und der Sturm überall abgeschlagen. Als Rudolf überdieß vernahm, daß die ruhmvoll vertheidigte Stadt auf lange Zeit mit Lebensmitteln versehen sei, zog er mit seinem Heere davon. Bei diesem Abzug soll sein kluger Zwerg und Hofnarr gesagt haben:

Lieben Herren, wie es auch immer stand,
So wird Bern Herr bleiben in diesem Land.

Stämpflische Buchdruckerei (G. Hünerwadel) Postgasse 44 in Bern.